Mondschein-prinzeßchen

von

Nataly
von Eschstruth

Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494

Mondscheinprinzeßchen

Nachdruck verboten
Copyright 1919 by Paul List, Leipzig

Druck: Josef Hirsch, Leipzig-R.

Mondscheinprinzeßchen

von

Nataly von Eschstruth

4. Auflage

Paul List Verlag Leipzig

Printed in Germany

Inhalt.

	Seite
Mondscheinprinzeßchen	1
Unter der Maske	15
Der verkannte Puttfarken	39
Monatsrosen	57
Das Spukhaus	71
In einer Frühlingsnacht	93
Der Stein am Strande	103
Im Schneesturm	121
Nur nicht heiraten	137
Ihr erster Ball	155
Mädel ruck, ruck, ruck —!	175
Ihr Glück	191
Eine Christnacht am Strande	207
Seine Silvesterbowle	227
Ein Christmärchen	243

Memorial Library
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494

Mem
PT
2609
S52
M66
1919

AUK 9073

Mondscheinprinzeßchen.

Ein Märchen.

Vor langen Jahren wohnte einmal ein König auf ſtolzer Burg am Rhein, der war bös und gottlos, kriegeriſch und gewalttätig, ſo daß ſein Volk ihn nicht liebte, ſondern nur fürchtete. Seine Gemahlin, die ſchöne, liebliche Königin, gewann deſto mehr die Herzen aller Armen und Unterdrückten, denn ſie war fromm und gut wie ein Engel und ſuchte nach Kräften all die Wunden zu heilen, welche der hartherzige König ſchlug.

Da ward ſie ſehr krank und kam zum Sterben, und ſie legte die Hände auf das Köpfchen ihres einzigen Töchterchens, welches in allen Dingen ihr Ebenbild war, und ſprach: „Meine ſüße, kleine Lelja, ich muß dich nun allein auf der Welt zurücklaſſen und tue es in der freudigen Zuverſicht, daß meine Armen und Kranken doch nicht durch meinen Tod verwaiſt werden, denn du ſollſt künftig hier an meiner Statt ihr Troſt und ihre Hilfe ſein! Schon jetzt haſt du mir brav geholfen, die Tränen

zu trocknen und die verzweifelten Herzen zu trösten, du sollst es auch fernerhin tun, meinem Angedenken zu Heil und Segen!"

Die kleine Lelja weinte heiße Tränen und versprach, treulich der lieben Mutter Worte zu befolgen.

Als man die Königin begraben hatte, blieb das holde Prinzeßchen allein und verlassen in der Königsburg zurück, denn ihr Vater befand sich wieder auf einem Kriegszug, von welchem er mit reicher Beute heimzukehren hoffte.

Das war gute Zeit für sein blondlockiges Töchterchen, welches nun unbehindert alle Armen und Kranken besuchen und ihnen Speise und süße Worte des Trostes bringen konnte.

Als der König heimkehrte, fand er seine Tore von Bettlern belagert und zwischen ihnen, barmherzig und holdselig wie ein Engel, sein Töchterlein Lelja, das seine Gaben austeilte.

Der König ergrimmte, jagte zornig die Armen davon und schalt und bedrohte die kleine Prinzessin, er werde sie in den tiefsten Kerker einsperren, wenn sie noch einmal zur Diebin an seinem Eigentum werde!

Da weinte Lelja bitterlich und fürchtete sich sehr, die Werke ihrer Nächstenliebe noch sehen zu lassen, aber ihrer Mutter Worte lebten in ihrem Herzen, darum konnte sie es nicht über sich ge-

winnen, das Elend ohne Hilfe und Rettung zu laſſen.

Heimlich ſchlich ſie ſich nachts aus der Burg und beſchenkte ihre Schützlinge.

Der Mond beſchien ihren Weg, daß ſie ſich nicht verirrte, und die Prinzeſſin blickte dankbar zu ihm auf und lächelte ihm zu.

So kam es, daß Lelja den ſtillen, friedlichen Mond ſehr lieb gewann, viel lieber noch als die Sonne, welche ſtets drohte, ihrer Barmherzigkeit zur Verräterin zu werden, — und auch der Mond ſchien ein ganz beſonderes Wohlgefallen an dem Prinzeßchen zu finden, denn er ſchob jedesmal die Wolken beiſeite, wenn das geheime Pförtlein in der Burgmauer knarrte, und begleitete ſie als treuer Wächter auf ihrem nächtlichen Gang.

Eines Tages erſcholl Kriegsgeſchrei durch das Land.

Der König des Nachbarlandes, welchen Leljas Vater überfallen und beraubt hatte, kam mit großer Streitmacht gezogen, um ſich zu rächen.

Und ſo ſehr man ſich auch zur Wehr ſetzte, die Burg ward geſtürmt und Feuer in ihr Dach geworfen.

Da gellte das Kampfgeſchrei ſchauerlich durch die ſtille Nacht, und die Flammen ſchlugen empor und verſchlangen die ſtolzen Zinnen und Säle. In ihrer Todesangſt hatte die kleine Lelja ſich auf die Plattform des höchſten Turmes geflüchtet, und der

Kriegslärm ſchallte wüſt zu ihr empor; die Feinde ſtürmten bereits die Treppe hinauf, und die Flammen leckten ſchon gierig über die Mauerbrüſtung.

Da ſank die Prinzeſſin voll Verzweiflung auf die Knie nieder und flehte den lieben Gott und alle Heiligen um Hilfe an.

Kaum aber, daß ſich ihre Lippen zum Gebet öffneten, teilten ſich die ſchwarzen Wolken, der Mond trat ſilbern hervor und ſeine Strahlen ſpannen ſich wie eine feſte, breite Brücke zu dem Turm herab.

„Komm empor zu mir, du liebes, frommes Mägdlein!“ nickte der Mond freundlich lächelnd, „betritt getroſt die Brücke, welche ich dir gebaut habe, und komm zu mir herauf! Ich habe jede Nacht geſehen, wie gut und barmherzig du warſt, darum darf ich dir jetzt in der höchſten Not helfen, denn die Engel im Himmel beſchützen die fromme Unſchuld!“

Voll inniger Dankbarkeit ſchritt Lelja auf der ſilbernen Brücke dahin, und zwei lichte Engel ſchwebten rechts und links neben ihr auf roſigen Wolken, die ſtützten und hielten ſie, wenn ſie ſchwindelig werden wollte und zu fallen drohte.

„So haſt auch du die Armen und Schwachen gehalten und geſtützt!“ ſprachen ſie lächelnd, und hre Stimmen tönten lieblich wie Harfenklang. Kaum aber, daß die Prinzeſſin auf der wunder-

samen Brücke dahineilte, tönte das Geschrei ihrer Verfolger schon auf dem Turm, und nach wenigen Minuten stürzte der stolze Bau krachend zusammen und begrub alle unter seinen Trümmern, welche noch in der Burg weilten. Lelja aber schwebte hoch empor durch die ziehenden Wolken, immer tiefer lag die Erde unter ihr, die brennende Burg erschien ihr schließlich nur noch wie ein winzig kleines Fünkchen, und die höchsten Berge sahen aus wie unscheinbare Sandkörnchen. Der Mond aber kam näher und näher, und wie erstaunte Lelja, als sie nun ganz deutlich erkennen konnte, wie es auf ihm aussah!

Das, was sie drunten von der Erde aus stets für eine runde, silberne Kugel gehalten hatte, das war das große, leuchtend helle Kuppeldach eines wundervollen, zauberhaft schönen Palastes. Weiße Marmorsäulen stützten es, und luftige Hallen wölbten sich darunter.

Alles funkelte und glänzte und tat dem Auge doch nicht weh, denn ein mildes, bläuliches Licht flutete darüber hin, und die Sterne standen ganz nah und brannten so bunt glitzernd wie das schönste Feuerwerk.

Lelja war ganz sprachlos vor Entzücken und wagte kaum ihre Brücke zu verlassen und den Mond zu betreten.

Aber die Engel redeten ihr liebevoll zu, und zu gleicher Zeit ertönte eine himmlische Musik und

viele kleine Elfchen eilten ihr voll Jubel mit ausgebreiteten Ärmchen entgegen.

„Wir sind die Mondscheinelfen!“ riefen sie, „und wir kennen dich schon lange, liebe Lelja, haben dich nachts gar oft geleitet, wenn du die Hütten der Armut besuchtest, du sahst uns damals nur nicht! — O wie froh sind wir, daß du gutes, frommes Kind nun bei uns bist! Glückselig sollst du fortan sein und hier den Lohn für all deine Barmherzigkeit und deinen Gehorsam finden.

Sie nahmen die Hände des Prinzeßchens und geleiteten es auf den Mond.

Ja, war dies denn wirklich der Mond?

So etwas wunderbar Schönes hatte Lelja noch nie gesehen, selbst ihre Bilderbücher hatten keine so schönen Dinge gezeigt.

Ein zauberhaft schöner Garten umgab sie. Schlanke Palmen flüsterten über ihr, wundervolle Blumen blühten allerwegen, und Schmetterlinge, so groß und so bunt wie leuchtende Edelsteine, schaukelten sich an den demantblitzenden Kelchen.

In den Zweigen der Bäume lockten köstliche Früchte aller Arten, so niedrig hängend, daß das kleine Mädchen nur die Händchen auszustrecken brauchte, um die schönsten Aprikosen, Pfirsiche und Äpfel zu greifen.

„Du darfst pflücken und essen, was dir gefällt und was du magst!“ lächelten die Elfchen.

Vögel mit schillerndem Gefieder flogen zu-

traulich umher und ließen ſich auf die Hände der Elfchen nieder und ſangen gar ſüße Lieder, und auf den ſammetweichen Waldwieſen ſchritten weiße Rehe und niedliche Lämmchen, die kamen furchtlos herangeſprungen und ließen ſich ſtreicheln.

Ach wie ſchön, wie herrlich ſchön war das!

Der Sand auf den Wegen flimmerte wie Silber, die Quellen murmelten und dufteten wie das beſte Kölniſche Waſſer, und wenn ein zarter Windhauch durch die Blumen und Zweige ſtreifte, ſo erklangen ſie melodiſch wie ſilberne Glöckchen.

„Sieh hier!“ lachten die Elfchen, „hier blühen noch ganz abſonderliche Blumen, Lelja, wenn man ein wenig ſchüttelt, fällt aus jeder ein Bonbon!“

Das Prinzeßchen konnte ſolch ein Wunder gar nicht begreifen, ſchon aber hafteten ihre Blicke an den hohen Marmorhallen des Palaſtes, vor welchem ſie angelangt waren.

Wie in einem Zauberland gleißte und ſtrahlte der Märchenpalaſt, und doch ſah er ſo traulich aus, daß ſie ſich gar nicht fürchtete, hineinzugehen. Welch eine Pracht! Kein Kaiſerſchloß kann ſchöner ſein! Unter der ſilbernen Mondkuppel dehnte ſich ein Saal — ach ſo weit und hell und warm — darin ſtanden die herrlichſten Spielſachen, mit welchen ſich die Elfchen tagsüber vergnügten, denn am Tage, wenn die Sonne am Himmel ſtand, hatten ſie freie Zeit, nur des Nachts flogen ſie auf den Mondſtrahlen hernieder zur Welt und

ſtellten ſich an die Bettchen der braven, frommen Kinder, welche vor dem Einſchlafen ihr Gebetchen geſagt haben; — dieſe Kinder beſchützen ſie dann in der dunklen Nacht und bringen ihnen ſchöne Träume.

Immer weiter führten die Mondelſchen ihre neue kleine Geſpielin. In dem großen Eßſaale ſah es gar lecker aus! Da ſtanden lange Tafeln, beſetzt mit ſilbernen Schüſſeln und Tellern, ach und welch köſtliche Speiſen in Hülle und Fülle!! Kuchen und Schokolade, Marzipan und Torten, ſüße Puddings und Schlagſahne — und jedes Elfchen durfte davon eſſen ſo viel es mochte, — aber wohlverſtanden nur dann, wenn es Suppe und Braten zuvor gegeſſen hatte, wie ſich das bei jedem guten und vernünftigen Kind von ſelbſt verſteht.

„Nun ſollſt du auch noch ein paar ſchöne ſilberne Flügelchen bekommen, ſo wie wir ſie auch haben, damit du frei umherfliegen und uns auch einmal zu den ſilbernen Sternchen am Himmel begleiten kannſt, denn dieſe müſſen wir ſchön blank putzen, und wenn ein beſonderer Feſttag im Himmel oder auf Erden iſt, dann nageln wir noch ein paar mehr an, damit recht feſtlich illuminiert iſt!“

Wie ſie das noch ſo ſagten, hefteten ſie Lelja ein paar reizende kleine Flügelchen an die Schultern, und ſie wuchſen auch gleich feſt und

Prinzeßchen hätte auch sofort fliegen können, aber sie wagte es noch nicht. Auch stand sie plötzlich ganz traurig, hatte die schönen blauen Augen voll Tränen und faltete inbrünstig die kleinen Hände.

„Ei Leija! Du weinst?“ fragten erstaunt die Elfchen, „gefällt es dir denn nicht bei uns?“

Die Kleine nickte und lächelte unter Tränen.

„O ja, es ist wunderbar schön hier, und ihr seid so lieb und freundlich zu mir, — aber ich bin in all dieser Pracht und Schönheit doch so allein, niemand von meinen Lieben ist bei mir, ach, und meine Sehnsucht nach lieb Mütterlein wird immer größer!“

Die Elfchen blickten einander bedeutsam an und lächelten.

„Hast du denn schon zu dem lieben Gott gebetet, daß er dir dein Mütterchen wiedergeben möchte?“ — fragten sie.

„Ach ja!“ seufzte Leija, „so recht von Herzensgrund! Als ich hierher, über die silberne Brücke zu dem Mond schritt, da betete ich immer, die lieben Engel möchten mich doch zu Mütterlein geleiten!“

„Nun so komm, — dort in dem Palmenhain steht eine Kapelle, da sollst du noch einmal niederknien und bitten!“

Leijas Augen leuchteten in Freude und süßem Glauben, sie eilte voll Sehnsucht nach dem

flüsternden Hain, aus welchem das goldene Kreuz der Kapelle ihr entgegenleuchtete.

Die großen, goldenen Türflügel taten sich auf, und als Lelja demütig auf die Knie sank und die Hände faltete, da schwebte eine blaue Wolke hernieder und auf den Marmorstufen stand eine lichte Engelsgestalt, die breitete die Arme voll inniger Liebe aus.

„Mutter!“ schluchzte Lelja voll seliger Wonne und flog an die Brust der Wiedergefundenen.

Nun erst war ihre Seligkeit vollkommen, und sie wohnte nun für immer mit ihrer Mutter in dem silbernen Mondpalast bei den kleinen Strahlenelfen.

Welch eine Wonne!

Nun spielt sie mit den Rehen, Lämmchen, Vögeln und Schmetterlingen, nun pflückt sie die herrlichen Früchte und regt ihre Flügelchen zu seligem Fluge. Und die Elfchen nehmen sie mit, wenn sie die Sternchen blank putzen und wenn der dunkle Nachthimmel so recht festlich erhellt sein soll. Dann füllen sie Lelja das Kleidchen voll kleiner Sterne, geben ihr silberne Nägel und ein Hämmerchen und sagen: „Nun hilf uns!“ — Prinzeßchen ist aber noch ein wenig ungeübt bei der Arbeit, und so passiert es denn manchmal, daß ihr das Kleidchen niederfällt und alle Sternchen herausfallen, in hellem Streif an dem Himmel herunter!

Die Menſchen, welche ja nichts von dem kleinen Mondprinzeßchen wiſſen, ſagen dann: „Eben fiel eine Sternſchnuppe!“ — aber es war keine, es waren nur die blanken Sternchen, welche Lelja aus dem Kleidchen verlor!

Die Elfchen lachen ſie dann weidlich aus, fliegen ſchnell nach und fangen die Fünkchen wieder ein.

Noch eins hat die Kleine tief bekümmert.

„Ach, was ſoll nun aus all den armen, kranken, traurigen Menſchen auf der Welt werden, wenn wir ſie nicht mehr tröſten können, lieb Mütterlein?“ ſeufzte ſie gar oft, und ſie tat wieder, was ſie ſtets im Leben getan hatte, wenn ihr das Herzchen traurig war, — ſie betete. Und weil das Gebet der Frommen und Braven erhört wird, ſo erlaubte der liebe Gott dem guten kleinen Mädchen, daß es die armen, betrübten Menſchen auch fernerhin tröſten dürfe.

Abends, wenn der Mond am dunklen Himmel ſteht, fliegen Lelja und ihr Mütterlein, der ſchöne, friedliche Engel der Nacht, auf den glitzernden Mondſtrahlen zur Erde hernieder.

Und wo ſie tränennaſſe Augen ſehen und bange Seufzer zum Himmel ſchallen hören, da ſtreichen ſie ſanft tröſtend über die gramgefurchte Stirn und küſſen die müden Augen zu erquickendem Schlummer zu.

Darum lieben alle traurigen und unglücklichen Menſchen das ſanfte Mondlicht ſo ganz beſonders, und manch heißerregtes Herz findet unter ſeinem heiligen Glanz den verlorenen Frieden wieder!

Unter der Maske.

Novelle.

Die Frau Sanitätsrätin ſtand hinter dem Seſſel, in welchem ihr Sohn, der junge, ſchmucke Fabrikant mit dem kecken blonden Schnurrbärtchen und den ſchalkhaft blitzenden Augen, behaglich zurückgelehnt lag und blaue Rauchwölkchen in die Luft blies. Sie formten ſich alle zu den tadelloſeſten Ringen, welche langſam durch die warme, duftige Luft des Salons ſchwebten, bis ſie an den zackigen Blättern einer Agave, deren graziöſe Krone ſich von dem Blumentiſch herüberneigte, zerrannen.

Die alte Dame ſah mit traurigem, ein wenig forſchendem Blick in das friſche Antlitz ihres Einzigen.

„Gehſt du, Freddy? Gehſt du ganz gewiß?“

Der junge Mann wandte lächelnd den Kopf und küßte — ohne ſeine Stellung zu verändern — die ſchlanke, weiße Hand, welche mit ſanftem Druck auf ſeiner Schulter lag.

„Aufs Wort, Mutterchen, ich gehe! Was ich einmal verſprochen habe, das halte ich auch, wenn es

mir auch noch so langweilig und unangenehm ist."

„Ich traue dir noch nicht so recht! Warum willst du es mir denn durchaus nicht sagen, welch ein Kostüm du gewählt hast — warum soll ich dich nicht vorher sehen . . ."

Wieder drückten sich seine Lippen zärtlich auf die leicht bebenden Finger der Sprecherin, und seine Augen leuchteten voll Schelmerei.

„Maskengeheimnis, kleine Mama! Tiefes Maskengeheimnis! Ich bitte dich, respektiere es! Du weißt, daß ich ein närrischer Kauz bin . . ."

„Schäme dich, Freddy! Geheimnisse vor der Mutter! Das war doch früher nicht so! Da gab es keine Falte in deinem Herzen, welche ich nicht kannte! Aber jetzt . . . o ich empfinde es ja täglich, wie es anders geworden ist!"

Wie vorwurfsvoll ihre Stimme klang, — wie die zarten Hände bebten . . . und jetzt . . . gar eine Träne?

Freddy richtete sich jählings auf. Einen Augenblick zuckte und arbeitete es in seinem Gesicht, dann schloß er die alte Dame stürmisch in seine Arme und flüsterte: „Welch eine böse Einbildung, Mütterchen! Du weißt, daß niemand meinem Herzen näher steht als du! Wenn du es ernsthaft wissen willst, sage ich es natürlich — ich werde heute abend als Don Carlos den Maskenball bei dem Herrn Prä-

sidenten verschönern, — schwarzer Samt mit rotem Seidenfutter — gepufft und geschlitzt, daß es eine Lust ist! So . . . bist du nun zufrieden?"

Sie streichelte mit lebhaftem Blick seine Wangen.

„Du mein bester — liebster Schlingel! Also endlich Farbe bekannt! — Ich darf dich doch sehen?"

Wieder eine sekundenlange Pause der Verlegenheit, dann zuckte Alfred Naugardt zweifelnd die Achseln.

„Das wird wohl nicht möglich sein, Herzensmamachen, wir wollen uns alle in dem Maskenleihinstitut ankleiden lassen — Rudolf, Leutnant von Mirsch, Selke und ich —, weil der Friseur nicht Zeit hat, in unsere so entfernten Wohnungen zu laufen . . . Aber vielleicht mache ich es möglich und fahre noch einen Augenblick hierher — falls noch Zeit ist, Mutterchen — mit Bestimmtheit darfst du nicht darauf rechnen!" —

„Ich würde dich gar zu gern sehen!" lächelte die alte Dame, und ihr Blick flog voll zärtlichen Stolzes über die schlanke, zierliche und doch so blühende Gestalt des Sohnes; „das Kostüm wird dir herrlich stehen! Du wirst Eroberungen machen... und . . . ach . . . wirst du dich nicht auch endlich einmal erobern lassen?!"

Wie ihr Blick in seine Seele drang! „Freddy — ich begreife nicht, daß du der süßen kleinen Cilly Mornier gegenüber so unempfindlich bleibst — dieses herzige Wesen — dieses bildhübsche Mädchen

— und ach . wenn du wüßteſt, wie gern ſie dich hat!“

Alfred lachte hell auf. „Ein Trotzkopf iſt ſie! Großgezogen mit dem Kräutlein Eigenſinn. Sie ſchwärmt für die moderne Frauenbewegung, ſie will das gute, alte Wort: ‚Er ſoll dein Herr ſein!‘ nicht mehr anerkennen! Immerhin! hat ſie ihren Kopf — ſo habe ich auch den meinen, wir wollen ſehen, welcher ſtärker iſt!“

Und der Sprecher drückte die Mutter etwas aufgeregt an die Bruſt, ſchnitt ihr jedes weitere Wort durch einen Abſchiedskuß ab und ſtürmte zur Tür. „Jetzt kommt das Heiratsprojekt. — Rette ſich wer kann! — Auf Wiederſehen, kleine Sanitätsrätin — halte mir den Daumen, daß Don Carlos heute abend auch einer Königin verſichern kann: ‚Das Leben iſt doch ſchön!‘“ — Wie ein Wirbelwind war er davon, und Frau Clementine nahm eine Stickerei zur Hand und lächelte befriedigt vor ſich hin.

Endlich, nach vieler Mühe, hatte ſie es heraus! Alſo, Don Carlos! Wahrlich, keine üble Wahl — er wird die Herzen im Sturme nehmen! — Und Cilly? Ja nun, es iſt noch nicht aller Tage Abend, und der holden Schelmin wird das Warten ſchließlich ſelber lang! Sie liebt ja den Freddy — und all die Neckerei und der luſtige Krieg mit ihm führt ſchließlich doch zu ſeinem Sieg! — Warum forſchte Frau Major Helbig ſo dringlich nach Alfreds Koſtüm? Das geſchah lediglich für Cilly! Sie

will den Geliebten kennen und ſich ihm unbefangen nähern können! O, die Mädchen ſind ja ſchlau, wenn es gilt, einem ſtolzen Liebhaber das „Bettelwort“ auf die Lippe zu zwingen. In dieſem Falle iſt Frau Naugardt die Verbündete des künftigen Schwiegertöchterchens, ſie ziehen an einem Strick, an dem roſigfarbenen, geheimnisvollen Zauberfädchen, welches den ſtarrköpfigen jungen Kaufmann auf die Knie zwingen ſoll! Haſtig nahm die Sanitätsrätin ein Billett zur Hand und ſchrieb an Frau Major Helbig: „Endlich kann ich Ihnen genauen und ſicheren Beſcheid geben. Der Betreffende erſcheint als Don Carlos, ſchwarzer Samt mit roter Seide.“

Sie ſchellte und gab dem Diener den Brief zur ſchleunigen Beſtellung, — und dann ſetzte ſie ſich näher zum Fenſter und zog lächelnd die ſeidenen Fäden durch den feinen Battiſt, — ſie ſtickte Ausſtattung!

— — — Die Lichter brannten vor dem Spiegel, und mitten in dem Zimmer des Hotels, in welchem Alfred Naugardt tief verborgen und geheimnisvoll Toilette machte, ſtand der junge Mann und blickte mit fröhlichem Geſicht auf einen Korb hernieder, aus welchem ein ganz ſeltenes Gewirr von Spitzen, Atlas und Blumen hervorſchaute.

Er zwirbelte das blonde Bärtchen keck empor. War es ein Unrecht geweſen, der Mutter das Märchen vom Don Carlos-Koſtüm aufzubinden? O nein,

es war Notwehr, Selbsterhaltung gewesen. Eine Frau ist wie die andere, — sie plaudern alle gern, und schon manch ein Lebensglück ist an Weiberlippen zerschellt! Darum hat er nicht seit zwei Wochen solch saure Arbeit getan, um der rollenden Kugel Fortunas den Weg zu bahnen! Weder Zeit, noch Mühe, noch Geld hat er gespart, um zum Ziel zu gelangen. Da galt es zuerst, die Schneiderin von Cillys bester Freundin Alice — auszubaldowern! Dann mußte die Schneiderin gewonnen werden, — sie mußte dem Schlachtplan geneigt und zur sicheren Verbündeten gemacht werden. O, das war kein leichtes Stück Arbeit, — aber wirklich, alles war geglückt! Hier im Korb lag ganz genau dasselbe Kostüm, wie es Fräulein Alice heute abend anlegen wird, — oder besser gesagt, wie sie es anlegen wollte, — denn daß sie nicht erscheint, ist ebenfalls ein Werk Alfreds gewesen, welches ihm nicht leicht geworden. Sein bester Freund kam ihm endlich dabei zu Hilfe. Er liebte Fräulein Alice und beabsichtigte, sich mit ihr zu verloben, — auf Alfreds Bitten und seine ehrliche Beichte hin hatte er sich entschlossen, schon heute als Freier bei der jungen Dame anzuklopfen, ganz überraschend — zu später Stunde, — die Fahrt zum Ball dadurch vereitelnd. So weit wäre alles glatt gegangen, — nun hilf weiter, du gutes Glück, welches ja ein junger Mann stets haben muß.

Wenige Minuten später saß Alfred Naugardt

vor dem Spiegel und hinter ihm ſtand lachend der Friſeur und verwandelte den blondlockigen Männerkopf in ein brünettes Mädchenhaupt, täuſchend ähnlich demjenigen des Fräulein Alice. Ein Spitzenſchleier verhüllte die Ohren und die verräteriſche Partie um Wangen und Hals, flammende Granatblüten und ein hoher Goldkamm ſchmückten das Haar, und während der Künſtler mit der Brennſchere ſeines Amtes waltete, flogen Freddys Gedanken zurück zu einer Stunde, welche ſchon damals die glücklichſte ſeines Lebens werden ſollte und doch ſo verhängnisvoll endete.

Es war im Herbſt. Man machte eine Landpartie. Tiefblau wölbte ſich der Himmel, köſtlich friſche Luft wehte von dem nahen See herüber, und der Buchenwald lag vor ihnen wie ein Märchengebild, mit Gold, Smaragd und Purpur überſchüttet. Seite an Seite ſchritten ſie dahin, — zurückbleibend hinter den andern, die Herzen ſo voll, die Blicke ſo leuchtend und ſehnſüchtig in die Ferne gerichtet, als ob von dort das ſüße Wunderland der Liebe winke!

Aber nur kurze Minuten dauerte ſolch ein ſeliges Träumen. Kaum, daß Freddy die erſten, leiſen Worte flüſterte — Worte von bedeutſamem Klang, Worte, welche ahnen ließen, daß ſeinem Herzen in dieſer Stunde Flügel gewachſen, ſich innig werbend zu der Geliebten aufzuſchwingen — da verflog die träumeriſche Weichheit in Cillys roſigem Antlitz,

der Ausdruck kecken, selbstbewußten Trotzes, welcher es so oft beherrschte, trat wieder in demselben hervor, und ihre Augen blitzten seltsam zu ihm auf.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, finden Sie?“ sagte sie achselzuckend. „Je nun, oft wäre es wohl recht viel besser, die Menschen blieben allein und für sich, anstatt sich freiwillig Fesseln anzulegen, welche nur später drücken!“

„Rosenketten drücken nicht!“

„Wenn Menschen, welche nicht zusammen passen, sie gemeinschaftlich tragen müssen, drücken selbst solche Rosenketten!“

„Was verstehen Sie unter ‚nicht zusammen passen‘?“

Sie lachte und zuckte die Achseln. „Nun, Starrköpfe, die sich nicht ineinander fügen können!“

„Eine Frau soll immer das weiche Wachs in den Händen des Gatten sein!“

Sie faltete die feinen Augenbrauen schier zornig zusammen. „Natürlich, die Frau soll sich fügen, dulden — ertragen! Die Frau soll Sklavin sein und die Launen ihres Tyrannen gutheißen! Welch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit! Die brutale Gewalt des Stärkeren dürfte an dem neunzehnten Jahrhundert scheitern, in welchem hoffentlich Geist und Verstand des Weibes jenes Männervorrecht, uns unter die Füße treten zu dürfen, aufheben wird!“

„Unter die Füße treten? Ich glaube, es gibt

keine größere Machtstellung auf der Welt als die eines liebenden und geliebten Weibes! Der Mann beugt seine Knie vor der Königin seines Herzens!"

„Einmal im Leben! Vielleicht bei seiner Werbung, und solche Sentimentalität und zeitraubende Förmlichkeit haben die modernen Männer auch schon längst gestrichen! Aber dennoch wird solch ein imaginärer Kniefall zeitlebens als eine schreckliche Sklavenarbeit ins Treffen geführt!"

„Wenn unsere nüchterne Zeit wohl auch zumeist von einem Beugen des Knies absieht, so ist doch die ganze Werbung eines Mannes ein demütiges Sichneigen vor der Geliebten!"

Ihre Wangen flammten heißer, ihre Stimme klang immer erregter und die dunklen Augen sprühten ihm entgegen wie in Spott und Kampfeslust. „Ist es denn wahrlich eine solche Überwindung, eine solche Erniedrigung für einen Mann, dem Mädchen, von dem er so viel — alles verlangt — zu sagen, daß er sie liebt?"

Auch Alfred schoß das Blut in den Kopf.

„Ich möchte wohl sehen, ob sich je eine der demütigen, engelsmilden, entsagungsvollen Frauen dazu verstehen würde, solch ein ‚Bettelwort' auszusprechen!" antwortete er gereizt.

Cilly blieb stehen und ward schon allein bei solch einem Gedanken leichenblaß. „Wir . . . wir

Mädchen auch noch die Liebeserklärungen machen? — eher sterben! — Tausendmal lieber sterben!"

„Aha!"

„Nicht aus Hochmut, nicht aus Trotz — wie Sie eben anzunehmen scheinen! Aber aus Stolz — dem edlen weiblichen Stolz und Schamgefühl, welches sich vor einem Manne nichts vergeben darf!"

„Wenn das neunzehnte Jahrhundert mit der abhängigen Stellung des Weibes aufräumen soll, so muß es auch mit allem, was daraus hervorgeht, brechen! Eine Frau, welche den Mann als völlig gleichartiges Wesen ansieht, braucht sich nicht mehr zu schämen, noch zu erröten; die Frau der Zukunft vergibt sich nichts mehr, wenn sie um einen Gatten wirbt, den sie anständig ernähren kann. Sie sprechen so wegwerfend von einer Liebeserklärung — gut, heiraten Sie doch mal einen Mann, zu welchem Sie das entscheidende Wort sagen!"

Sie knäulte das Spitzentuch zwischen den bebenden Händen. „Nie, Nie! Ich verlange von meinem Zukünftigen den Kniefall, welcher ihn zu meinem Vasallen macht!"

„Gut! Und ich verlange von meiner Zukünftigen, daß sie mich so glühend, so über alles liebt — daß sie *mir* ihre Liebe gesteht!"

Cilly starrte ihn an, als habe sie nicht recht gehört.

„Ich *schwöre* es Ihnen — ich verlange eine Liebeserklärung und einen Kniefall."

„Und ich ſchwöre es Ihnen ebenfalls — ich heirate nur eine Frau, welche mir ſelbſt ins Ohr flüſtert, daß ſie mich liebt! Den Kniefall erlaſſe ich ihr vielleicht, obwohl mir derſelbe auch recht angenehm wäre!"

„Empörend! Ich hoffe, darauf warten Sie bis an Ihr Lebensende!"

„Wer weiß!"

Sie wandte ihm ſchroff den Rücken und ſtürmte den mooſigen Abhang hinab, mit bebenden Lippen, den Arm ihrer Freundin Alice zu nehmen.

Der ſchöne, goldenſonnige Herbſttag aber endete mit Sturm und Regen.

Sie ſahen ſich oft und viel danach, ſie verkehrten in alter Weiſe, nur daß ſich manch ironiſcher Blick, manch ſpitzes Wort in das Geplauder ſchlich, und dabei drückten ſie ſich beide den giftigen Pfeil Amors immer tiefer und rettungsloſer in die Herzen.

Sie liebten ſich beide — doch keines wollt' es dem andern geſtehn, ſie ſahen ſich an ſo feindlich, und wollten vor Liebe vergehn! — Welch eine qualvolle bittere Zeit ſehnenden, glühenden Hangens und Bangens!

Cillys flehender Blick warb um Liebe, — ihre Eitelkeit brannte darauf, einen ſüßen, großen Triumph über den Geliebten zu feiern.

Mit allen erlaubten Mitteln reizender Koketterie verſuchte ſie, den ſtarrköpfigen Verehrer vor ihre Füße niederzuzwingen, und Freddy wiederum bot

alles auf, was in seinen Kräften stand, den Funken der Liebe in ihrem Herzen zur Flamme zu schüren.

Welch ein glühendes, leidenschaftliches Werben auf beiden Seiten, und welch ein spröder Stolz, welch ein Eigensinn und Trotz bei jedem, den begonnenen Kampf zu Sieg und Ehren durchzuführen!

Umsonst, kein Nachgeben, kein Weichwerden hier oder dort! Das anfängliche Spiel war ernst geworden; die Brücke hinter jedem war abgebrochen, und doch standen sie einander gegenüber und breiteten voll qualvoller Sehnsucht die Arme aus: „Komm!“ — Wer aber sollte nachgeben?

Tillys spröder Stolz bäumte sich auf gegen das Ungewöhnliche und Herausfordernde einer Annäherung von ihrer Seite. — Jetzt, der entscheidenden Tatsache gegenübergestellt, sah sie es erst ein, wie weit entfernt sie davon war, eine „moderne Fortschrittlerin“ der Frauenbewegung zu sein, und wie tief und unlöslich die alten Grundsätze und Ansichten der Mutter und Großmutter auch in ihrem Herzen wurzelten.

Sie wäre gestorben vor Scham und Verlegenheit, hätte sie dem Geliebten auch nur mit einer Silbe gestehen sollen, wie verzweifelt und trostlos es in ihrem Herzen aussah, wie die Liebe sie zu der Sklavin des erwählten Mannes gemacht, ohne daß er ihr die Händchen mit Rosenketten gefesselt! Oft schon deuchte es ihr wie ein Verbrechen, wenn ihr Blick — ihr Händedruck ihm mehr verrieten,

als es die strenge Sitte erlaubt, und doch war sie ihrem Empfinden gegenüber oft so willenlos!

Ach, wie bereute sie ihren törichten Trotz, ihre unüberlegten Worte so bitter, welche sie an jenem unglückseligen Herbsttag so ewig weit von allem Glück geschieden hatten! Sie sah, daß Alfred sie liebte, — sie standen einander so nah, — ach so nah, daß sie nur einander in die Arme zu sinken brauchten, um für ewige, glückselige Zeiten vereint zu sein, und doch lag ein selbst aufgerissener Abgrund zwischen ihnen — —: „der ließ sie zusammen nicht kommen, das Wasser war gar zu tief!“ —

O der bitteren Pein! —

Alfred sah und empfand genau, welch ein holder Wandel in dem Herzen der Geliebten vor sich gegangen war, wie das Leid der Sehnsucht allen Trotz und Eigensinn ausgerottet hatte; er fühlte und empfand es ihr auch nach, daß sie es voll holden Schamgefühls nie zuwege bringen würde, ihm die verlangte Liebeserklärung zu machen, — ja, jetzt, bei ruhiger, kühler Überlegung wäre es ihm sogar höchst unangenehm und der Geliebten unwürdig erschienen, hätte sie sich zu einer Liebeserklärung emanzipieren wollen!

Aber was beginnen?

Er, als Mann konnte und durfte in diesem Streit nicht nachgeben. Er würde damit für alle Zeit bei ihr verspielt haben, die alten Teufelchen des Trotzes und der Eitelkeit hätten schnell neuen

Lebensodem aus dieſer ſeiner Schwäche geſogen, und ſeine Ehe wäre auf dem morſcheſten aller Fundamente erbaut.

Er ſoll dein Herr ſein! — Dies Wort iſt und bleibt der Grund- und Eckſtein für eine jede glückliche Ehe, und ein Weib, welches nicht die Würde und Überlegenheit des Mannes anerkennt, wird nie an ſeinem Herzen das Glück finden, welches ſie erhofft und erträumt. Die ſchwache Natur des Weibes verlangt einen ſtarken Halt und eine kräftige Stütze an dem Führer durch das Leben, — und ihr Glauben daran und ihr Vertrauen ſind für ewig erſchüttert, zeigt dieſer Starke auch nur ein einziges Mal eine Schwäche, über welche ſie triumphiert.

Nein, — zu ſeinem und zu ihrem Heil —! er durfte nicht nachgeben. Aber ſo wie bisher ging es nicht weiter; dieſer unerträgliche Zuſtand konnte und durfte nicht länger andauern.

Da war Alfred auf einen guten Ausweg verfallen; er erſann eine Liſt, welche hoffentlich zum Ziele führte.

Und nun war die Stunde gekommen, wo ſich dies zeigen ſollte.

Unter Lachen und Scherzen ſtand er vor dem Spiegel, und eine wohlbetagte Schneiderin und der Friſeur verwandelten ihn in eine der reizendſten Spanierinnen, welche man ſehen konnte!

Welch eine Taille! — Alfred biß die Zähne zuſammen und ſagte: „Ziehen Sie nur feſt zuſammen

— ich halte es noch für zwei Zentimeter enger aus! — Und der Fuß! Wahrlich, keine Dame brauchte ſich ſeiner zu ſchämen! — Puder und Schminke taten das ihre, ſpaniſche Spitzen verſchleierten, was nicht geſehen werden ſollte, und jede Bewegung war nett und zierlich, wenngleich die Schneiderin ſchier ſterben wollte vor Lachen und immer wieder mahnte: „Schwenken Sie die Röcke nicht ſo toll! Machen Sie kleine Schritte, Herr Naugardt! — Am beſten iſt's, Sie ſetzen ſich recht viel und lange hin!"

Das nahm er ſich auch vor.

Eine Droſchke raſſelte vor die Tür, und Freddys beſter Freund, Leutnant von Mirſch, ſprang mit ſchnellen Schritten die Treppe empor.

„Ah, famos! Don Carlos! Alſo du haſt dir dieſes teure Koſtüm doch andrehen laſſen, alter Junge! Sehr hübſch! Schwarzer Samt und rote Seide! Ha, ich wünſchte, ich könnte dich meiner Mutter mal, wenigſtens von fern, zeigen!" —

Mirſch brach in ſtürmiſche Worte des Beifalls aus, als die allerliebſte Spanierin ihm ſehr kokett die Hand zum Kuſſe bot, und wenige Minuten ſpäter fuhren „Monsieur et madame" dem hellerleuchteten Ballſaal entgegen.

Cilly ſollte das Koſtüm einer Odaliske tragen — aber Alfred ſtand dennoch geraume Weile und ließ den bunten Maskenſchwarm an ſich vorübertoſen, ehe er die Geliebte zu erraten glaubte. Da

wirbelten mehrere Türkinnen im Tanz an ihm vorüber — nein . . . keine von all diesen konnte Cilly sein! Endlich blitzt und funkelt es ihm grell in die Augen, weiche Seidenstoffe glänzen vor seinem Blick, und in der vollen, verführerischen Schönheit, so wie Sichel seine Odaliske gemalt, steht Cilly unter schwarzer Halbmaske vor ihm.

Erregt legt sie ihren weißen, samtweichen Arm auf den seinen.

„Endlich, Alice! Wo um alles bleibst du?“ flüstert sie mit unverstellter Stimme; „wir hatten doch verabredet, daß wir uns unter der Kaiserbüste dort treffen wollten!“ —

Alfreds Herz schlägt hoch im Halse. Er preßt ihren Arm fester und fester an sich. „Ich wollte mich soeben zu Majestät durcharbeiten,“ flüsterte er mit piepsender Stimme; „ich stand ja hier wie eingekeilt!“

Cilly lacht und kneift ihn in den Arm. „Warum sprichst du denn so albern? Mir gegenüber brauchst du doch die Stimme nicht zu verändern?!“

Er kichert in hellem Diskant: „Doch! Doch! Ich will mich üben! Mama sagt, so wie man einmal mit eigener Stimme spricht, fällt man den Herrn gegenüber auch aus der Rolle!“

„Meinetwegen!“ seufzt die reizende Odaliske, „ich will es ja gerade, daß er mich bald erkennen soll! Ach Alice — heute — oder nie!“ —

„Ist er denn schon da?“

„Ja; ich ſah ihn — und ich hefte mich an ſeine Ferſen! Ich ſage ihm — daß ich aus der Hand die Zukunft leſen kann — und dann nenne ich ihm . . . aber du weißt ja ſchon — — kennſt ja meinen Schlachtplan — ich muß heute ſiegen — ich muß Gewißheit haben — ich ertrage es nicht länger . . .“

Alfred vermeint, die Welt drehe ſich im Kreiſe um ihn! Welch eine Wonne! Jetzt ſchon — ſo ſchnell kam der Augenblick, wo er ſie zu weiterem Geſtändnis drängen kann! Er legt den Arm voll kühner Leidenſchaft um ſie, — er iſt ja Alice!

„Komm — ſetz dich dort zu mir — laß uns plaudern —“ flüſtert er.

„Wo denkſt du hin? Das können wir morgen! Jetzt will ich ihn ſuchen und ihn hoffentlich für immer finden!“ — Und ſchnell wie der Gedanke entwindet ſie ſich ihm, und da gerade ein luſtiger Matroſe vorübereilt und ſie in übermütiger Weiſe mit ſich fortzieht, ſo wirbelt Cilly im Tanze dahin, ſchneller und überraſchender, als die ſchöne Spanierin es ſich träumen läßt.

Ungeſtüm will er ihr nacheilen — aber ein Harlekin und ein Mephiſto nehmen unter krähendem Jubel das „ſchöne Spanien“ gefangen, und bis Freddy ſich mit etwas handfeſter Ungeduld von ihnen befreit hat, iſt die Odaliske und ihr Tänzer im dichten Menſchenſchwarm verſchwunden.

Er eilt hin und her . . . er ſucht mit den

Blicken ... endlich sieht er die Goldmünzen leuchten — ah ... spaßhaft — sie schreitet an dem Arm seines guten Mirsch, des schwarz-roten Don Carlos dahin. Wie sie sich an ihn anschmiegt — wie sie zu ihm aufflüstert ... Der Tausend, ja! —

Mit kräftigen Armen bahnt sich die Spanierin ihren Weg — schon nähert er sich ... da zieht Cilly den etwas widerstrebenden Carlos mit sich in das Gewoge der Tanzenden — ihr Köpfchen sinkt an seine Brust — sie schweben davon!

Hält sie jenen Don Carlos etwa für ihn? Das wäre eine schöne Bescherung! —

Fiebernd vor Aufregung stürmt Alfred ihnen abermals nach — aber wie schwer hält es, in dieser Menschenmenge und dem riesengroßen Hotelsaal einem tanzenden Paare zu folgen! Dazu die aufdringlichen Herren, — welche mit ihren Artigkeiten die „holde Schöne" verfolgen, sie umringen oder ihr den Weg versperren! —

Freddy möchte am liebsten die Maske herunterreißen und sie mit bärtigen Lippen hohnvoll zärtlich anlächeln!

Jetzt ... da stehen sie wieder jenseits an der Wand! Ist Cilly von Sinnen? Sie löst eine Rose von der Brust und reicht sie dem Stockfisch von einem Mirsch ... als ob ... ja, fraglos! was will er denn — dies alles gilt ja ihm selber, ihm, Alfred! — Aber zum Kuckuck noch eins, wenn Mirsch Feuer fängt? Na ja — er neigt sich schon

recht tief ... Er küßt ihre Hand — Wie ein Raſender bahnt Freddy ſich einen Weg. Ha! keine zwei Schritte mehr entfernt — und dahin wirbeln ſie abermals!

Ein Gefühl glühender Eiferſucht überkommt den armen Verliebten! Er, welcher Cilly durch kleine Einflüſterungen eiferſüchtig machen und ihr das Geſtändnis der Liebe entlocken wollte, er fühlt ſich plötzlich ſelber von den Flammen dieſer Leidenſchaft ergriffen.

Außer ſich folgt er — eilt hin und her ... aber es iſt, als ob alle böſen Geiſter ſich gegen ihn verſchworen hätten, er erreicht das unruhige, tanzluſtige Pärchen nicht.

Da überkommt es ihn wie dumpfe Reſignation, er wendet ſich nach der kleinen Seitenniſche, wo die Marmorbüſte des Kaiſers an der Wand glänzt, und wo in lauſchigem Grün trauliche Ruheplätzchen winken.

Dort iſt es noch etwas menſchenleer, denn alles drängt der Mitte des Saales zu, wo ein paar Gaukler luſtige Poſſen treiben.

Da klingt und klirrt es leiſe neben ihm; atemlos, ſichtlich hocherregt, ſtürmt die reizende Odaliske herzu, wirft ſich neben ihm auf das Polſter, ſchlingt außer ſich die Arme um ihn und drückt das Antlitz auf ſeine Schulter. — „Alice!“ ſchluchzt ſie auf, „alles iſt verloren! — Er liebt mich nicht — er liebt eine andere — alles war nur falſches Spiel von ihm — —“

Freddy wagt kaum zu atmen, aber drückt die zitternde Geſtalt an ſich. „Was denn — um alles in der Welt — ſprich —!“ murmelt er.

„Erſt nahm er all meine kleinen Avancen ſehr überraſcht an — er ſchien mich nicht zu erkennen, oder beſſer, er wollte es nicht! — Als ich ihm die Roſe gab — flüſterte er plötzlich, wie in höchſter Überraſchung: ‚Gretchen? — Gretchen? — könnteſt du es ſein? — Schelm — haſt du etwa eine Perücke auf?‘ — Ach Alice — das war echt — das war keine Verſtellung — er hielt mich für Grete Markwitz ... er nannte ſie du ... er iſt einig mit ihr — o, und Mirſch war gewiß nur Elefant — für ihn — und wir dachten, Mirſch werbe ſelber um Grete ...“ Leidenſchaftliches Schluchzen unterbrach die Worte, Cilly ſchob die Maske ein wenig hoch und trocknete die Augen.

„War's nicht doch etwa nur Zufall?“ flüſterte Freddy, kaum noch ſeiner mächtig.

„Nein!“ ſtieß Cilly verzweifelt hervor — „ich ſpielte für ein paar Minuten Gretes Rolle ... und da — ach, da erfuhr ich alles; — ſie ſind heimlich verlobt!“

„Grete und Mirſch?“

„Unſinn! mit ihm iſt ſie verlobt — mit ihm! mit Freddy! — Ach Alice — das überlebe ich nicht!“

Die ſchöne Spanierin zog die Unglückliche noch

näher an sich. „Und du hast Alfred Naugardt wirklich so sehr geliebt?“

Cilly preßte nur die Hände wie in stummem Schwur gegen die Brust. „Warum fragst du noch, Alice, du weißt es doch! Ja, ich habe ihn geliebt und liebe ihn noch — und werde ihn immer lieben, und wenn er auch nur ein frevles Spiel mit mir trieb — wenn er mich strafen wollte für meinen Trotz und über mich triumphieren — ach, Alice — ich liebe ihn dennoch!“

Wie ein leiser, qualvoller Aufschrei klang es, aber er verhallte in dem brausenden Jubel, welcher die Gaukelkünste der beiden Zauberer belohnte.

Freddy aber beugte sich ein wenig, schob die Maske zurück und rief mit glückzitternder Stimme nur ein einziges Wort: „Cilly!“ —

Sie starrte ihn an — sie erbleichte bis in die Lippen, unfähig, sich zu regen, er aber drückte voll jauchzender Wonne Kuß um Kuß auf ihr tränenüberflutetes Antlitz und sagte lächelnd: „Nun du es mir selber gesagt hast, Cilly, daß du mich lieb hast, nun glaube ich's auch!“ —

* * *

Niemand fiel es auf, daß zwei gute Freundinnen den ganzen Abend auf dem Divan zusammen saßen, eine Odaliske und eine Spanierin, und daß sie sich aneinanderschmiegten und so leis, zärtlich und vertraut plauderten wie ein Brautpaar!

Ja, warum sollen sich zwei so reizende junge

Mädchen nicht auch dann und wann küſſen? Sie waren wohl beide noch recht jung. Sie tanzten auch ſogar zuſammen, was bei dem Trubel und der Karnevalsſtimmung auch nicht ſonderlich auffiel.

Nur Cillys Mama ſchüttelte einmal im Vorübergehen den Kopf und ſagte: „Aber Kinder, ihr ſeid ja wieder wie die Kletten unzertrennlich! Geht man darum auf einen Maskenball?“

Da nahm ſie „Alice“ eifrig beiſeite, man flüſterte lebhaft — die Spanierin lüftete ein wenig die Maske, und die zukünftige Schwiegermama fiel vor Überraſchung beinahe in Ohnmacht.

Noch vor der Demaskierung waren die drei alsdann verſchwunden. Anderntags aber gab's viel in der Geſellſchaft zu erzählen — Cilly und Alice hatten ſich verlobt, — — aber die ſchöne Spanierin trug ein Schnurrbärtchen unter der Maske und hieß Freddy Naugardt!! —

Der verkannte Puttfarken.

Humoreske.

Der Sonnabend war ein ereignisreicher, viel besprochener Tag. Die verwitwete Gräfin P. ließ nämlich an diesem Tage Theater spielen, wie Alt und Jung, Hoch und Niedrig der kleinen Residenzstadt in Erfahrung gebracht hatte, und die Tatsache, daß Komtesse Lilly, ihre Tochter, am Sonnabend das zwanzigste Lebensjahr vollendete, entlockte den Mißgünstigen scharfe Kritik, den Wohlwollenden ein duldsames Lächeln und ein Achselzucken, welches deutlich aussprach: „Warum soll sie nicht? Der Zweck heiligt die Mittel.“

„Hm — und wer ist Komtesse Lillys Partner?“ klang es immer wieder an das Ohr der Gräfin. Diese entfaltete unendlich gleichgültig den Fächer. „Unser kleiner Fähnrich! Der jüngste Sohn unserer verehrten Exzellenz Trossen. Lilly geniert sich so sehr, mit avancierteren Herren zu spielen. Herr von Rupert wird den Etienne, die Hofdame der Herzogin die Gabriele, meine Lilly

das Dörtfieken und der Fähnrich den Pot au feu in den ‚Brandenburgiſchen Eroberungen' ſpielen."

Darob klärten ſich dann regelmäßig die Mienen der fragenden Damen auf.

Und nun war der erſehnte Sonnabend gekommen! In der eleganten Villa der Gräfin entwickelte ſich ein reges Haſten und Treiben, um alle Vorbereitungen für die ereignisreichen Abendſtunden zu treffen.

Währenddeſſen ſaß die Gräfin in eleganter Morgentoilette in ihrem Boudoir und ordnete mit Lilly die Blumen.

Die kleine Mama ließ einen Moment die brillantblitzenden Händchen ſinken.

„Bis jetzt iſt mir alles nach Wunſch gegangen, Lilly!" ſeufzte ſie leicht auf. „Mein Schlachtplan hat ſich glänzend bewährt! Daß du mit Rupert und dem Fähnrich ſpielſt, hat verſchiedentlich gute Folgen gehabt. Erſtlich hat es die neidiſchen und mißgünſtigen Augen getäuſcht und ſie auf ihrem Beobachtungspoſten während der Proben eingeſchläfert, und zweitens hat es Graf Kurt ganz außerordentlich gereizt. Der Vielbegehrte ſah ſich zu ſeiner Überraſchung *nicht* begehrt, und das hat ſeine Wirkung nicht verfehlt." —

Lilly neigte das blonde Köpfchen noch tiefer auf die Blumen nieder.

„Glaubſt du? Ich habe wirklich nichts bemerkt!"

„Aber, Kind! dann mußt du blind geworden

ſein! Er hat noch nie einer jungen Dame ſo auffallend viel Aufmerkſamkeit erwieſen wie dir, und du haſt dich auch vortrefflich dabei benommen, ganz ſo, wie ich es von dir verlangte, manchmal ſogar etwas zu kühl. Das war während der Proben durchaus am Platze; heute aber, wo der Würfel fallen ſoll, muß die Taktik vollſtändig geändert werden. Du haſt Zeit, während der Pauſen ein wenig mit ihm zu kokettieren — und gelegentlich des Soupers, wo er an deiner anderen Seite ſitzt, mußt du mit allen erlaubten Mitteln auf ihn wirken. Wie ich den Grafen bisher beobachtete, wird er ſich heute abend ſicher erklären, wenn du meinen Winken folgſt.

Lilly preßte die feinen Lippen herbe zuſammen. „Er iſt mir ſo unſympathiſch! Ich werde ihn niemals lieben können," klang es bebend über ihre Lippen, und die großen, blauen Augen füllten ſich mit Tränen. „Ach, Mama — liebe, beſte Mama —" Sie verſtummte ängſtlich unter dem kalten, ſtrengen Blick, welcher ſie traf.

„Namen, Vermögen und Stellung des Grafen entſprechen den Anforderungen, welche ich an deinen zukünftigen Gatten ſtelle!" ſchnitt die Mutter ſehr energiſch jeden weiteren Einwand ab. „Bilde dir nicht ein, daß ich jemals einem unbemittelten Freier das Jawort geben werde — nie — ſelbſt dann nicht, wenn er ſo verliebte Augen und ſo ſchöne Verſe machen könnte wie Herr von Rupert!" Ein

ironiſches Lächeln ſpielte um die Lippen der Sprecherin, dann erhob ſie ſich.

Mit leiſem Frou-Frou rauſchte die Schleppe über den dicken Teppich, und die Portieren fielen hinter ihr zuſammen.

Einen Augenblick noch verharrte Lilly regungslos, wie unter dem Bann der kalten Grauaugen, welche ſo berechnend und lieblos nicht nur in die Welt, ſondern auch auf das einzige Kind blickten. Dann ſchlug das junge Mädchen die Hände vor das Antlitz und weinte bitterlich.

Keine Hoffnung! — Troſtlos ſchwarz liegt die Zukunft vor ihr, und der heutige Abend, auf welchen ſich alle ſo ſehr freuen, macht ihr das Herzchen zum Sterben ſchwer.

Währenddeſſen flogen die Stunden dahin und die erſten Schleier der Dämmerung breiteten ſich über die kleine Reſidenz aus.

Leutnant von Rupert ſtand in ſeiner einfachen, aber ſehr behaglichen Junggeſellenſtube. Ein Zug ernſter Schwermut lag auf dem hübſchen Geſicht, ein leiſer Seufzer ſtahl ſich über ſeine Lippen. Nun war die ſelige, goldene Zeit der Proben, des täglichen Sehens mit der Geliebten vorüber, und wer weiß, wann er jemals Gelegenheit findet, Lilly zu ſagen, wie unausſprechlich, wie über alles er ſie liebt! Es iſt eine hoffnungsloſe, troſtloſe Liebe, das weiß er, denn das Geld macht harte Herzen, und die Gräfin trennt ſich nicht von ihrem Reich-

tum. Sie ſucht einen reichen Mann für ihre Lilly — und ſie wird ihn finden, denn wer bliebe den ſüßen Kinderaugen der Geliebten, dem roſigen Geſichtchen, dem engelhaft milden und fügſamen Lächeln gegenüber kalt? — Niemand! Graf Kurt auf die Dauer am wenigſten, das hat er mit dem ſcharfen Blick der Eiferſucht längſt beobachtet.

Ein klirrendes Geräuſch läßt den Denker aufſchrecken.

Neben ihm auf der Erde kniet ſein Burſche und füllt im Schweiße ſeines Angeſichts einen kleinen Koffer mit ſo wunderlichem Zeug, daß dem biederen Puttfarken vor Staunen Mund und Naſe offen ſtehen: Eine ganz „verdeiwelte" Perücke von weißen, gelockten Haaren, einen Federhut, wie ihn kaum die Lakaien im Schloß bei feſtlichen Gelegenheiten tragen, und Rock und Hoſen — ei du mein leiver God! — ſo 'was muß wohl noch von dem älteſten Altervater des Herrn Leutnants herſtammen! Na, Kriſchan Puttfarken wird ſich hüten und ein Wort darüber verlauten laſſen. Es iſt ja dem Herrn Leutnant ſeine Sache, ob er ſich vorſchriftsmäßig anzieht oder nicht — aber der Säbel, dieſes heilloſe Ding, wie er in der ganzen deutſchen Armee nicht mehr vorkommt — wenn *den* der Herr Oberſt ſehen ſollte — und ſogar nicht 'mal ordentlich geputzt — Grundgütiger — das koſtet ja beiden den Kragen, dem Herrn Leutnant ſowohl wie dem Kriſchan Puttfarken. — Und dieſer Ge-

danke erſchreckte den wackeren Grenadier dermaßen, daß er den Säbelkorb nach unten hielt und die roſtige alte Klinge klirrend aus der Scheide ſchießen ließ.

Schon ſpringt Herr von Rupert auf und ſteht neben ihm. „Puttfarken — Schafsdämel — was haſt du denn nun ſchon wieder gemacht?“ ſtöhnte er auf, wie ein Menſch, der auf das Schlimmſte gefaßt iſt.

Das rotlackierte Geſicht mit den hellen, waſſerblauen Augen wendet ſich ohne ſonderlich geiſtigen Ausdruck dem Frager entgegen. „Dat wier man blus dei olle Düvelspicke!“ ſagt er in mild beruhigendem Ton und fährt mutig fort: „Soll di ok mit? Dorub is doch gor keen Verlat nich, dei ſplittert, wenn man blos mit in 'n Kaffeepott rührt; draufſlahn könn's mit dem Ding nirgend nich, Herr Lütnant!“

„Narrheit! Pack den Degen ein — es iſt die höchſte Zeit! Haſt du alle anderen Sachen genau ſo in den Koffer gepackt, wie ich ſie dir hingelegt hatte?“

„Js allen's propper in'.“

Herr von Rupert ſieht mit mißtrauiſchen Blicken umher. „Auf den Degen iſt kein Verlaß, aber auf dich auch nicht!“ grollt er. „Wenn ich nicht alles ſelber bedenke und beſorge, bin ich blamiert. Du denkſt eben nie für deinen Herrn. — Wenn ich nicht an Brot und Wurſt dächte, könnte ich manchen Abend verhungern!“

Puttfarken neigt seufzend und schuldbewußt das strohgelbe Haupt: „Dat süll allens schun waren," nickt er phlegmatisch; „der Herr Lütnant sin jo alle Abend utladen —"

„Kerl — zum Schockmillionen — widersprich nicht immer! — Ich habe lange genug Geduld gehabt; bei der nächsten Gelegenheit fliegst du in die Kompagnie zurück!"

Das „Befehl, Herr Lütnant!" blieb aus. Die treuherzigen Augen starrten den Sprecher so wehmütig an, daß dieser sich jählings abwendete.

„Pack' weiter! Wir müssen gehen."

Und Puttfarken packte, und vor seinen Ohren schwirrten die Worte: „Aber auf dich ist auch kein Verlaß!" Ach, es war ja leider eine traurige Wahrheit, daß sein Herr schon unendlich viel Ärger mit ihm gehabt hatte! Jeder andere Offizier hätte ihn längst in die Kompagnie zurückgesteckt, aber der stets so freundliche, gute Rupert wetterte höchstens 'mal mit einigen Kraftworten los und hatte doch immer wieder Geduld und Nachsicht mit ihm.

Krischan Puttfarken seufzte tief auf und drückte noch einmal mit dem Knie recht nachdrücklich auf die eingepackten Sachen, damit sie hübsch glatt im Koffer liegen sollten.

„Kerl — bist du rein des Teufels? Das ganze Spitzenkoller verknüllt ja und wird platt wie ein Pfannkuchen! — Und der Federhut! — Hast du

den rein vergeſſen, daß du wie unſinnig darauf 'rumſtampfſt?"

Und aufs höchſte erregt ſchob Rupert den verdutzten Grenadier beiſeite und ſchloß den Koffer. — Da hatte er's 'mal wieder! So gut gemeint von ihm und doch war's dem Herrn Leutnant wieder nicht recht!

„Wo ſind die Schminkdoſen eigentlich? Haſt du den Zettel bei dem Friſeur abgeliefert, und hat er dir die Sachen mitgegeben?"

Kriſchan verſicherte eifrig, daß alles beſorgt ſei; der Herr „Frinzeur" wollte die Sachen gleich direkt ins Theater ſchicken.

„Ins Theater?!" —

„Jo — ik hevv ihm ſeggt, dat de gnä' Herr hüt in der Komödie ſpölen duht. — He wullt's erſten gor nicht gloven un' meent, dat wir nich in Deather in', — awerſt ik bedüt' em —

„Und er hat ins Theater geſchickt?"

„Up min Veran'wortung, ſeggt he!" — triumphiert Kriſchan und wirft ſich in die Bruſt.

Rupert ſchlägt nur die Hand gegen die Stirn. „Sehr erfreulich! Können wir den Umweg machen und die Sachen erſt wieder abholen! Marſch — nimm den Handkoffer! — Nun heißt's Schritte machen."

„Nee, Herr Lütnant, hüt hevv ik de Droske nich wedder vergeten!" ſtrahlte Puttfarken ſiegesbewußt.

„Eine Droſchke — heute, bei dem köſtlichen

Wetter?" — ſchreit Rupert entſetzt auf. „Heute — wo ich ſchon ſo viele Ausgaben dieſen Monat hatte —?

Bei dem tollen Hundewetter neulich zu Fuße laufen — und heute bei Sonnenſchein fahren? — Na man tau — Wie Kriſchan will — ich halte ſtill!" — philoſophiert er halblaut, und da gerade die fatale Droſchke vor das Haus rollt, ſchreitet er dem beſtürzten Burſchen voran, die Treppe hinab.

Puttfarken ſtehen die Tränen in den Augen. Nein, er kann es nicht recht machen, beim beſten Willen nicht!

Zuerſt geht's nach dem Theater, um wieder gut zu machen, was Kriſchan falſch gemacht. — Wie ein Stich geht es dem zerknirſchten Grenadier durch das Herz, daß der Kutſcher für dieſe Extraſtation fünfzig Pfennig mehr berechnet, als ſie fünf Minuten ſpäter vor der eleganten Villa der Gräfin hielten.

Trübſelig klettert er von dem Bock herunter und ergreift den Handkoffer, um hinter ſeinem Herrn die teppichbelegten Stufen emporzuſteigen.

„'Abend, Friedrich! — Herrengarderobe oben?"

„Befehl, Herr Leutnant, eine Treppe höher! Die Frau Gräfin laſſen bitten, daß der Herr Leutnant zuvor einen Augenblick in den Salon treten und den Burſchen ſo lange warten laſſen möchte."

„Schön — ſoll ſofort beſorgt werden. Kriſchan, laſſ' dich zur Herrengarderobe weiſen und warte dort!"

Herr von Rupert ſchwenkt ſeitwärts durch die Portiere ab und tritt, während Puttfarken ſchwerfällig eine Treppe höher ſtampft, in den ihm ſo wohlbekannten großen Salon, an welchen ſich manch' liebe, traute Erinnerung der Probezeit knüpft.

Lilly iſt noch nicht anweſend, nur die üppige, kleine Geſtalt der Gaſtgeberin rauſcht ihm in jugendlicher Toilette und in ſichtbar großer Erregung entgegen.

„Mein beſter Herr von Rupert — iſt Ihr Burſche mit hier?"

Der junge Offizier ſieht die Fragerin ein wenig überraſcht an.

„Allerdings, gnädigſte Gräfin. — Sind vielleicht noch Befehle für ihn, ſo bitte ich vollſtändig über Kriſchan zu verfügen — ihm aber, wenn möglich, etwaige Beſtellungen ſchriftlich zu geben!"

„Wir ſind in größter Verlegenheit, lieber Herr von Rupert! Denken Sie doch, Dreiſchke, der Kuliſſenſchieber, läßt eben melden, daß ſeine Kinder am Scharlachfieber erkrankt ſind. — Selbſtverſtändlich darf er mir nicht das Haus betreten! Was ſollen wir nun anfangen? Meine Dienerſchaft iſt ausgeſchloſſen — die Lohndiener ſind bei dem Feſt des Kriegervereins beſchäftigt. — Es bleibt nur noch *eine* Hilfe — Ihr Burſche!"

Rupert hob in entſetzter Abwehr die Hände. „Fordern Sie Ihr Schickſal nicht derart leichtſinnig in die Schranken, gnädigſte Gräfin! Sie kennen

Krischan Puttfarken nicht! Sie ahnen nicht, welch' einen Geist Sie mit ihm rufen!"

„Ist er so ungeschickt?"

„Mehr noch als das — Sie riskieren alles bei ihm!"

Die Gräfin lacht. „Je nun — eine große Dressur ist ja durchaus nicht für seine Leistungen nötig! Er steht lediglich in der Ecke der ersten Kulisse und läßt den Vorhang sich heben und senken."

„Selbst die kleinsten Ursachen genügen für einen Krischan, um die ungeheuerlichsten Wirkungen dadurch zu erzielen!"

„Sie übertreiben, Rupert! Ich übernehme alle Verantwortung!"

„Wenn Frau Gräfin mir das versprechen wollen, gut! — Ich wasche meine Hände in Unschuld." —

„Waschen Sie, cher ami — und senden Sie Krischan, den so schwer verleumdeten, sogleich zu mir, ich will ihn schnell mit Hilfe des Souffleurs in seinen Dienst einweihen. — Es wird vortrefflich gehen!" —

Lachend winkte sie ihm zu, und Rupert kreuzte die Arme resigniert über der Brust: „Tu l'as voulu, George Dandin! Nun müssen Sie auch die Konsequenzen tragen!" — Und er stürmte die Treppe empor, um seinen so unzuverlässigen „Knappen" in aller Eile mit den eindringlichsten Ermahnungen zu versehen und auf seinen Posten hinabzuschicken.

Krischan Puttfarken strahlte. Zwar stand er ein

paar Minuten wie geblendet von all dem Ungewohnten vor der Frau Gräfin und dem Souffleur, aber er verstand über Erwarten schnell, was man von ihm wollte, und ließ den Vorhang mit aller Verve sich heben und senken, je nachdem der Souffleur ihm einen Wink gab.

Nun stand er mit glühendem Kopf in sein schmales Eckchen zur Seite der Bühne gedrückt und hatte das Gefühl, als ob das gesamte Weltall feurige Kreise um ihn zöge. Es war das erste Mal im Leben, daß Krischan Puttfarken einer Theatervorstellung beiwohnte.

Mit starren Augen blickte er hin auf die Bühne, auf welcher sich ganz wunderlich kostümierte Leute versammelten. — Beim Himmel, da war auch sein Leutnant! — Aber wie sah er aus! Beinah' hätte er ihn in der großen Lockenperücke und in dem seltsamen Rock gar nicht wiedererkannt.

Und nun nochmals die Klingel. — „Aufziehen!" ruft der Regisseur. Krischan schrickt nervös zusammen und legt sich in die Riemen — „Rutsch" geht der Vorhang in die Höhe — tadellos!

Puttfarken atmet hoch auf und trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Er ist noch so völlig benommen, daß er nur wie geistesabwesend auf die Bühne starrt und die wunderlich angezogenen Menschen auf derselben sprechen hört, ohne den Sinn ihrer Worte zu verstehen. Puttfarken bekommt endlich ein bißchen Klarheit, was das alles bedeuten

ſoll, aber dieſe Klarheit erfüllt ihn mit lähmendem, überraſchendem Schreck. Es iſt Krieg! Ganz plötzlich ſpricht ſein Herr Leutnant von Einquartierung — Franzoſen, — Überfall! Ei, du mein Himmel, das iſt aber 'mal plötzlich gekommen! Das eine ſchöne Fräulein, welches ſeinen Herrn Leutnant ganz erſichtlich zu lieben ſcheint, muß ſich auch furchtbar aufregen, denn ſie ſtellt ſich ganz lamentabel an und meint, der Leutnant, welchen ſie komiſcherweiſe immer Etienne nennt, ſolle ſich lieber nicht mit den Feinden einlaſſen. Aber da kommt ſie an den Rechten! Der wettert nicht ſchlecht darauf los, denn ſo ein Überfall hat 'was auf ſich! Richtig, jetzt ſtürmt er auch davon — gewiß um Alarm blaſen zu laſſen, denn wenn die Franzoſen ſchon ſo dicht hier bei der Villa ſind, heißt es wie der Teufel drauf und dran gehen!

Kriſchan Puttfarken bebt vor Aufregung an allen Gliedern.

Und die Dame, welche nun allein in der Stube zurückgeblieben (Puttfarken ſieht nur ſie, das Publikum bleibt ihm durch die Kuliſſe verborgen), ſcheint reine umzukommen vor Angſt — ſie eilt an das Fenſter und ringt die Hände.

Komiſch! Sie muß hinausblicken können, obwohl Kriſchan deutlich ſieht, daß das Fenſter eigentlich eine Tür und nur ſo angemalt und mit einer Gardine verhängt iſt wie ein Fenſter. Aber ſicher hat ſie ein Guckloch, denn ſie beſchreibt ja alles ſo

deutlich, was sie sieht, daß dem braven Burschen sich die Haare sträuben vor Entsetzen. „Da stürmt er hin durch den Lindengang — ganz allein! — Wie ein Rasender kämpft er gegen den Feind — umzingelt — hilflos der Übermacht preisgegeben — und niemand eilt ihm zu Hilfe!“ — schreit die Dame gellend auf; gleichzeitig knattern draußen Schüsse. —

Krischan überkommt es wie wilde, sinnlose Verzweiflung. Keiner kommt seinem lieben Herrn zu Hilfe?! Oho! Auf den Krischan Puttfarken ist denn doch noch Verlaß! — Der läßt seinen Leutnant nicht im Stich, und wenn's das Leben kostet!

Und mit den Worten: „Töven's 'mal — Frölen! Ik kümm'! Hei hat ja nur dei verdraxte Plembe, wo nix uthalen kann!“ — stürzt der biedere Grenadier über die Bühne, schiebt mit kraftvollen Armen die entsetzte Gabriele beiseite und schreit ununterbrochen: „Ik kümm! Ik kümm to Hülp!“ — Ein kraftvolles, leidenschaftliches Rütteln an der Tür — krachend fliegt dieselbe auf — die Dekoration bricht hernieder, und Krischan steht wie gelähmt und starrt — ebenso wie das gesamte Publikum des Saales — auf ein Bild, welches er nicht erwartet hatte.

Die Tür gewährt den Blick auf einen kleinen Flur, welcher durch eine Portière geteilt ist und von einer Gasflamme hell beleuchtet wird. Rechts vom Vorhange steht ein alter Major und dreht eifrig

eine Maſchine, welche die furchtbaren Schüſſe ſo täuſchend ähnlich hervorbringt, und ihm verborgen, links davon, ſteht Herr von Rupert und hält Dörtſieken — Lilly im Arm, juſt in dem Augenblick ihr einen Kuß gebend, als Puttfarken ſchnell wie der Blitz die Tür aufreißt. — —

Tableau! —

Ein ungeheurer Tumult erhob ſich; Jubel, Rufen, Bravo klatſchen. — Nur die Gräfin lag halb ohnmächtig in ihrem Seſſel. Kriſchan Puttfarken zog den Kopf in die Schultern und gewann mit zwei Sätzen die rettende Treppe. —

Ob die „Brandenburgiſchen Eroberungen" noch an dieſem Abend zu Ende geſpielt wurden? — Ja; vorher aber ſtürmte die Gräfin hinter die Kuliſſen, und man will nur aus dem Munde des Herrn von Rupert ein dumpf-ſtöhnendes: „Tu l'as voulu, George Dandin —! Sie wollten alle Konſequenzen tragen, Gräfin!" gehört haben.

Tatſache iſt, daß nach zehn Minuten die Gräfin mit charmantem Lächeln dem jubelnden Publikum das neueſte Brautpaar vorſtellte: Herrn von Rupert und ihre Tochter Lilly. —

— — Puttfarken war ſchnurſtracks nach Hauſe gelaufen und hatte nach einer geladenen Piſtole geſucht. Da er keine fand, beſchloß er am Leben zu bleiben und packte ſeine ſieben Sachen, denn daß er morgen in die Kompagnie zurückfliegen würde, ſchien ihm bombenſicher. — Spät, ſehr ſpät kam

sein Herr heim, und Krischan stand mit schlotternden Knien vor ihm.

Da geschah etwas Unerhörtes: Herr von Rupert öffnete die Arme und zog den Getreuen sekundenlang an seine Brust! „Krischan, treue, ehrliche Seele! Du Goldmensch! — Ja, auf dich ist doch Verlaß, Puttfarken; mein ganzes Lebensglück verdanke ich einzig dir!“ —

Puttfarken begriff anfangs nicht und weinte vor Angst, denn er dachte, das alles sei Ironie. Dann aber — nach und nach — begriff er, was für einen Liebesdienst er seinem guten Herrn geleistet, und er weinte abermals, diesmal vor Freude und Glück. In die Kaserne ist er selbstredend nicht zurückgewandert, sondern hat kapituliert und dient jetzt schon im siebenten Jahr bei seiner Herrschaft. Er ist bei Leutnants Faktotum geworden, und Herr von Rupert versichert: „Es gibt keine zuverlässigere Seele als Krischan, man kann Häuser auf ihn bauen!“ —

Monatsroſen.

Erzählung.

Peter Claaſen diente in Cuxhaven als Werftarbeiter. Als er noch daheim bei den Eltern, auf der einſamen, ſturmumbrauſten Nordſeeinſel lebte, war er Fiſcher und rang voll zähen Mutes, ja oft voll waghalſigen Trotzes mit den Elementen, ſein kärgliches Brot zu verdienen. Er war der fünfte Sohn, — drei Schweſtern wurden noch nach ihm geboren, was Wunder, wenn es in dem kleinen Fiſcherhaus zu eng für ſo viele ward.

Die älteren Brüder dienten bei der Marine, — auch an Peter kam die Reihe, und er fuhr jauchzend und frohgemut auf ſchmucker Korvette in fremde, bunte, lockende Welten hinein! —

Als er abermals heimkehrte, deuchte ihm das Elternhaus noch enger denn zuvor, und er packte ſein Bündel und verſuchte ſein Glück in Cuxhaven. Sein Glück! — Ein fleißiger, braver und nüchterner Mann findet bald ſein Glück, namentlich wenn er ſo beſcheiden und anſpruchslos iſt wie Peter Claaſen.

Er bekam Arbeit und gutes Auskommen, er fand auch ein frisches, rotwangiges Friesenkind, welches ihn lieb hatte und sein Weib wurde. Und während Ebba ihm in der lebhaften, unruhigen Hafenstadt ein eigenes Heim so traut wie möglich gestaltete, dachten sie beide dennoch Tag und Nacht voll heimlicher Sehnsucht an die stille, weltferne Inselheimat, wo das Leben so hart und schwer und dennoch einzig und allein ein wahres Leben war! Viel Briefe kamen nicht von dort, in letzter Zeit aber kamen mehrere hintereinander, und ein jeder brachte so traurige Kunde, daß Peter Claasen still, mit tief geneigtem Kopf auf der Ofenbank saß und mit schwieligen Händen über die Augen wischte: die Pfeife ward kalt und die Wangen naß.

Daheim starb eins nach dem andern. Die beiden ältesten Brüder verunglückt und von der See verschlungen, der dritte am gelben Fieber in fernen Landen dahingesiecht, der vierte seit einer Fahrt nach China verschollen, — und die Schwestern verheiratet oder in Dienste außer dem Haus gegangen, — da war es leer und still in dem ehedem so vollen Fischerhüttchen geworden. Nun lag auch der Vater hoffnungslos darnieder, und die alte Mutter ließ ihm durch den Herrn Pastor schreiben: „Komm' heim, Peter — es will Abend für mich werden." — Peter Claasen schaute seiner Ebba stumm in die Augen. „Wollen wir heim?" fragte sein Blick. Und sie drückte ihm ebenso stumm die Hand, und dennoch

sprachen ihre sehnsüchtig leuchtenden Augen: „Ja, laß uns heim!“ —

Da packten sie schweigend ihren kleinen Kram, lösten die Bande, welche sie hielten, und fuhren über die blaue See, der Insel zu. Als ihre gelben, kahlen Dünen über den Wogen auftauchten, zog Peter Claasen andächtig die Mütze vom Kopf, und sein Blick hing starr an dem Strand, um welchen die Möven kreischten, und sein Auge leuchtete wie verklärt. —

Ebba trug im Arm einen Blumentopf, ein kräftiges Reis der Monatsrose, welche vor etlichen Monaten auf ihrem Hochzeitstisch gestanden, — das pflanzte sie abends in das kleine, kümmerliche Sandgärtchen vor dem Fischerhaus und strich liebkosend mit der Hand über die Zweige, welche sich zitternd im Sturmwind bogen: „Ich will dich fein warten und pflegen, damit du Sand und Wind überstehen sollst!“

Und sie pflegte die Monatsrose, — und die Rose überstand die Winterstürme und faßte Wurzel im Sande.

Als der Sommer wiederum ins Land kam, lag in Frau Ebbas Armen ein flachshaariges Dirnlein, und Vater Peter stampfte mit den hohen Wasserstiefeln so leise wie möglich in das Stübchen und flüsterte der jungen Mutter voll strahlender Freude zu: „Und am Stock draußen ist über Nacht ein Monatsröslein aufgeblüht!“ —

Die alten Großeltern und ihr Sohn beſtanden darauf, daß die kleine Dirn den Namen Antje erhalten ſolle, Ebba aber ſchüttelte den Kopf: „Sie iſt auch eine Monatsroſe — und wenn ihr ſie Antje tauft, — ſo nenne ich ſie dennoch Röslein!“ —

Und wie eine Mutter ihr Kind ruft und koſt und ſchilt, ſo heißt es; — die Antje Claaſen ward im ganzen Dorf die Roſe genannt. —

Sie wuchs empor, ſchlank, blond und roſig anzuſchauen, ebenſo wie ihr Schweſterlein am Strauch vor Ebbas Fenſter, nur daß ſie von feſterer Art als dieſe war. — Die Monatsröslein verblühten ſo ſchnell — ach gar zu ſchnell!

Sie liebten den Sturmwind, den rauhen, wilden Geſell, ſie ſtrebten ihm mit ſchwellenden Knoſpen und hoffnungsgrünem Laube entgegen, und kaum daß der Treuloſe ihre roſigen Wangen geküßt, kaum daß der Kelch ſich voll erſchloß, fuhr er wüſt und erbarmungslos daher, riß die Blüten an ſich und entblätterte ſie, daß ſie abends ſchon ſterbend auf dem blaſſen Sande welkten. —

Antje liebte auch den Sturm! Ach wie ſehr liebte ſie ihn!

Einſam auf hoher Düne ſtand ſie und ließ hochatmend Rock und Fürtuch flattern, — dann ſauſte der wilde Geſell daher, gierig die Roſenwangen zu küſſen, das Goldhaar zu zauſen, daß es in langen Strähnen über den Rücken flog, — und Antje breitete jauchzend die Arme aus und ließ ſich drängen

und fortreißen, hinab — weiter — immer weiter — bis die Giſchtflocken der Brandung um ihre nackten Füße ſprühten und eine angſtvolle Stimme rief: „Roſenantje! zurück! ſonſt kommſt du zu Schaden!“ — Der Jürgen ſchritt bei ſolchen Worten bedächtig und ſchwerfällig daher, und wenn er neben dem ſchmucken Mädchen ſtand, dann ſchlug er die blauen Augen, welche eben noch ſo glückſtrahlend und entzückt auf ſie geſchaut, ſchüchtern zu Boden und ſchob die Pfeife in den andern Mundwinkel und ſtotterte nur: „Aus der Tiefe kommt kein's wieder hoch! — Bleib' daheim, Roſenantje, der Sturm reißt dich ja nieder!“ —

Sie lachte ihn mit ſchneeweißen Zähnen an: „Würdeſt mich nicht wieder hoch holen, Jürgen?“

Der kraute verlegen den Blondkopf, ward blutrot und blickte zur Seite: „Nee, Antje Claaſen — aus den Klippen hier geht's nicht!“ — Aber im Herzen dachte er: „Retten könnt' ich dich wohl nicht, aber dir nachſpringen und mit dir ſterben!“ —

Und ſo dachte er vieles in ſeinem treuen, liebeheißen Herzen, — aber Antje hörte es nicht, und ſie rümpfte ärgerlich das Näschen über den langweiligen Burſch, drehte ihm den Rücken und ging davon.

„Ach Sturmwind, lieber Sturmwind, — blas mich einmal weit weg von hier, in die große, bunte, ſchöne, luſtige Welt, von welcher Vater erzählte, — hier iſt es gar zu eng — ! ich ſehne mich hinaus!“ —

Und Rosenantje wiegte sich keck und lebensfroh auf den schlanken Hüften und dachte: „Den Jürgen nehm' ich nicht! der ist so lau und flau wie der Wind nach Johanni! Ich aber halte es mit dem Sturm, der versteht es besser zu tanzen! heisa juchhe!“ —

So weltfern die kleine Insel auch inmitten der blauen Wogen gelegen, der scharfe Späherblick moderner Spekulation hatte sie dennoch entdeckt, und bald schaukelte der kleine Dampfer vor den Dünen, welcher die ersten Badegäste in das Fischerdörfchen brachte.

Welch' ein ungewohntes, nie geahntes Leben!

Mutter Ebba erwachte bei dem Anblick der eleganten Städterinnen wie aus langem Schlaf und murmelte lächelnd: „Wie dermalen in Cuxhaven!“

Mit glänzenden Augen starrte Rosenantje das neue Schauspiel an und dachte tief im Herzen: „Wie schön muß die Welt da draußen sein, wo es so feine, herrliche Menschen gibt, welche selbst Werktags in Seide und Goldschmuck einhergehn!“ —

Vater Peter aber schüttelte finster den Kopf und sprach: „'s ist Trug und Schein, — diese Stadtleute sind wie die Quallen, bunt und aufgeblasen und gar schön anzusehn, — aber sie taugen nichts, und wer die Finger von ihnen nicht zurückzieht, den brennen sie!“ —

Herbstwetter! Der Sturm jagt Regenwolken und die See rollt bleigraue Wogen gegen die Dünen

Das Riedgras raſchelt, und die Taue, welche die Fahne auf dem Strandmaſt halten, pfeifen ihr melancholiſches Lied.

Droben auf der Düne ſteht Antje und badet mit Wohlbehagen die jungen Glieder in dem Wind, welcher ihr den flatternden roten Rock um die Füße ſchlägt. Ihr iſt's wunderlich zumute. Wie Lachen und Weinen zugleich. Hoch auf ſchlägt ihr Herz in Sehnſucht nach dem Glück, dem fremden — ſüßen — wunderlichen Glück, welches ſie nur vom Hörenſagen kannte, wie ein Blinder die Farben!

Glück! — Glück, wo bleibſt du?! Antje iſt ſo jung und ſchön, — ihr Herz ſo heiß und durſtig! wo bleibſt du, Glück? —

Wie der blonde Jürgen ſchaut es nicht aus, das weiß ſie! —

Horch — ein lachender Ruf! — Ho-ho hojohe!! — Dort naht eine ſchlanke Geſtalt im wehenden Mantel, den weichen Filzhut feſt auf dunkle, ſturmumwühlte Locken gedrückt, das blitzende Schwarzauge auf die junge Fiſcherdirne gebannt. — Wild auf brauſt es in den Lüften und ein Sturmvogel fliegt mit lachendem Schrei über ihnen hin, — Antje aber preßt die Hände auf das bebende Herz und ſteht regungslos.

Da kommt er ihr entgegen wie der Sturmwind, keck, ſiegesfreudig, rückſichtslos, und er lacht ſie mit flammenden Augen an und ſchlingt die Arme um

ſie, wie der wüſte Geſell in den Lüften, welcher ſie hinab in die Meerestiefe reißen will!

Ein Scherz! — ach nur ein Scherz! — Es iſt nicht bös gemeint, — er ſagt's ja ſelbſt mit lautem Lachen und behauptet, der Sturm habe ihm eine Roſe an die Bruſt geweht! — Nun hält er ſie feſt — und ob das zitternde Mädchen auch heiß erglühend ſich aus ſeinen Armen ringen will, — er neigt ſich mit heißem Atem nur deſto näher und küßt ihre Lippen, küßt ſie ſo ungeſtüm und gewaltig, wie der Nordoſt die armen Monatsroſen!

Und durch Antjes Seele geht es wie ein Aufſchrei namenloſer Wonne: Das iſt das Glück! — —

Da hält auch ſie es mit blühenden Armen feſt und blickt ihm in die Augen und lauſcht den ſüßen Klängen, welche von ſeinen Lippen wehen. Die ſind nicht lau und flau wie der Wind nach Johanni, — nein, die brauſen über ihr Herz wie die gewaltigen Fittiche des Sturmwindes, unwiderſtehlich, hinreißend — ſinnverwirrend!

Das Meer rollt zu ihren Füßen und ſpült die Trümmer des Wracks an den Strand, welche von Falſch und Treuloſigkeit des Windes erzählen, — Antje aber ſchließt die Augen und ſieht ſie nicht! —

Silberner Mondſchein am Strand! du holder, verſchwiegener Freund heimlicher Liebe, — klagſt du nicht um die Roſen, welche ein Sturmwind entblättert? — Noch einmal küßt er ihre Lippen.

„Ich gehe und du folgst mir!“ flüstert er in ihr Ohr. —

Und Antje folgte ihm. Ihre Tränen, ihr leidenschaftlicher Trotz, ihre schier krankhafte, verzweifelte Sehnsucht nach Welt und Menschen haben die Eltern gezwungen, sie ziehen zu lassen.

In Hamburg hat sie wundervoll schnell ein Unterkommen und guten Dienst gefunden.

Jürgen steht an dem niedern Zaun des Gärtchens und streckt ihr die hartgearbeitete Hand entgegen. Er ist bleich bis in die Lippen hinein und noch wortkarger denn sonst.

Sie lächelt ihm flüchtig zu und haftet an ihm vorbei — die Zweige der Monatsrose klammern sich angstvoll an ihren Rock, und Jürgen sagt mit stockender Stimme: „Bis zum Sommer bleib' dort, Antje! — nicht länger! dann hol' ich dich heim! Ja, — soll ich?“ —

Sie blickt betroffen auf. Welch' ein Ausdruck in seinem treuen, ehrlichen Gesicht! Antje wird dunkelrot. Sie kann es ihm nicht antun und alle Hoffnung nehmen, — so nickt sie und lächelt kurz: „Soll ein Wort sein, Jürgen, um Pfingsten holst du mich heim!“

Und dann scheidet sie, so hastig, als brenne der Boden der Heimat unter ihren Füßen.

Der Sturmwind stößt in die Segel des kleinen Schiffes und treibt sie wie ein wilder Dämon von dannen . . . . . .

Wieder ist's Sommer geworden.

Bang und unbeholfen steht Jürgen in Hamburg vor der Tür des Hauses, in welchem Antje wohnt. Sie sei ausgegangen, hat ihm eine Frau, welche er nach ihr gefragt, gleichgültigen Tons gesagt.

Nun wartet er, aber Antje kommt nicht. Die Stunden vergehen, es wird Nacht. Wo bleibt sie! Schweren Herzens wendet sich der Fischer, den folgenden Tag zu erwarten.

Still und düster ist es auf der Brücke, über welche er schreitet. Auf dem Geländer sitzt eine in den Mantel gehüllte Frauengestalt und starrt hinab in die gurgelnden Wogen, über welche der Nachtwind saust. Ein Flackerschein der Laterne trifft ihr Gesicht, und Jürgen steht wie gelähmt vor Entsetzen und starrt sie an. Diese bleichen, verzerrten Züge — diese tief umschatteten Augen — dieses Antlitz, in welchem sich alle Seelenqualen spiegeln——

„Rosenantje!!" schreit er auf. —

Sie zuckt zusammen und hebt entsetzt, wie in verzweifelter Abwehr die Hände.

„Antje!" ruft er noch einmal und eilt auf sie zu.

Da ringt sich ein dumpfer, halb erstickter Schrei von ihren Lippen, — wie ein Schatten sinkt ihre Gestalt vornüber, eine wilde Bewegung —— und drunten im Wasser rauscht es auf. — —

Einen Augenblick steht Jürgen wie gelähmt, es wird schwarz vor seinen Augen und ein Schmerz zuckt brennend weh, wie ein Todesstreich durch sein

Herz. — Und dann krampft er die Hände um das Geländer. — „Antje!“ murmelt er, und abermals teilen ſich die Waſſer klatſchend unter der Brücke. — Wen der Sturm in die Tiefe geriſſen, den kann man nicht mehr retten, aber ſterben kann man, — ſterben mit der entblätterten Roſe! — — —

Die Wogen rollen einförmig gegen den Strand, an welchem ein alter, einſamer Mann im Kahn ſitzt und Netze flickt. Sein Haar iſt weiß, ſeine Hände zittern.

Von der Düne herab brauſt der Sturm und fegt die Blätter der Monatsroſen über die See . . . . .

Das Spukhaus.

Humoreske.

Ein altes, ſchauerlich unheimliches Haus war es, man ſah es ihm ſchon von außen an, daß es darin auf keinen Fall geheuer ſein konnte!

Und dennoch hatte der junge Hauptmann Neubert die erſte Etage gemietet, um nach vierwöchentlicher Hochzeitsreiſe mit ſeiner angebeteten Valeska ſchnurſtracks hinein zu ziehen!

War ſo etwas zu glauben?

Man ſchüttelte in dem kleinen Städtchen genugſam die Köpfe darüber und prophezeite dem leichtſinnigen Pärchen die ungeheuerlichſten Unglücksfälle, und es gab für Wochen kein anziehenderes Geſprächsthema in Schiefwinkel, als das Spukhaus und ſeine künftigen Bewohner.

„Ja, wohin ſollten Neuberts aber ziehen?“ fragte wohl hie und da eine phlegmatiſch beanlagte Natur, „es war doch in der ganzen Stadt zurzeit keine andere Wohnung zu haben, außer in der neuen Villa, welche ſo horrend teuer iſt!“

„Ja, gewiß, der Herr Bauunternehmer rechnete mit den Verhältniſſen! Außer dem Spukhaus keine Konkurrenz, — nun, da fordert er eben Berliner Preiſe!“

„Um ſo ſchneidiger von Neubert und ſeiner jungen Frau, ſich von dem Halsabſchneider nicht gegen die Wand drücken zu laſſen, ſondern kühn und eigenwillig in der Roßſtraße zu mieten! Haha! die Überraſchung mag für den Herrn Spekulanten keine allzu angenehme geweſen ſein!“

Während deſſen war das Spukhaus für ſeine neuen Mieter hergerichtet.

Es war ein langgeſtrecktes, altmodiſches Gebäude von Fachwerk, mit großer, rundgewölbter Torfahrt, mächtigen, ſaalartigen Korridoren und großen, aber ſehr niedrigen Zimmern.

Friſch tapeziert machten dieſelben aber doch einen ganz freundlichen Eindruck, und auch die uralmodiſchen Öfen, welche bedenklich an hohe Grabmäler mit Aſchurnen erinnerten — Neubert hatte ſcherzweiſe die Ofenreihe in der Flucht der Vorderzimmer die „via Appia“ genannt —, hatten mit dem gemütlich praſſelnden Feuer in ihren weitbauchigen Höhlen gar nichts ſo Unheimliches mehr!

Die Dienſtboten waren von vornherein mit Rückſicht auf das Spukhaus gemietet. Eine robuſte Köchin hatte hohnlächelnd die blauroten Fäuſte in die Seite geſtemmt und den Kopf geſchüttelt.

„Nee, Herr Hauptmann, — förchten tu' ich mir

nich. Lassen Se man den Deiwel kommen — ich werd' ihm schon 'rausbekomplementieren!"

Davon schien der junge Ehegatte überzeugt, ja es beschlich ihn ein unheimliches Gefühl bei dem Gedanken, daß der Teufel — oder ein anderer, mal mit dieser Schönen Händel bekommen könnte, — — aber vorläufig mußte er froh sein, die Geisterverächterin ihren Einzug in die alte Kurie halten zu sehen.

Das Stubenmädchen beteuerte ebenfalls seine vollständige Furchtlosigkeit. Man hatte allerdings lange suchen müssen, bis man diese Perle gefunden, denn die meisten Bewerberinnen waren sehr nervös und bei dem Gedanken an das Spukhaus derart alteriert gewesen, daß Valeska sowohl wie Neubert von vornherein von einem bindenden Wort und gütlichem Zureden absahen.

Der Bursche war wohl zu indifferent, um sich zu fürchten. Er glich mehr dem Hans im Märchenbuch, welcher gern das Gruseln lernen wollte und für sein Leben gern der interessanten Tatsache nachgeforscht hätte, ob der Teufel wirklich mit Schwanz und Pferdefuß die Herzen der Frommen schrecke!

Auch war ihm der Gedanke nicht gleichgültig, daß in dem Spukhaus fraglos ein großer Schatz verborgen liege, denn wie er aus glaubhaften Überlieferungen wußte, behüteten die Poltergeister zumeist vergrabene Goldtöpfe, und daß die alten Domherren, welche ehemals, als die jetzige Kaserne noch Kloster

geweſen, — hier im Hauſe gewohnt hatten, einen anſehnlichen Batzen in den Strumpf geſpart haben mußten, davon war er überzeugt.

Jochen Kasbohm erſehnte demzufolge aus recht egoiſtiſchen Gründen den Einzug in das Spukhaus und verließ ſich fröhlich grinſend auf ſeine beiden gewaltigen Fäuſte, welche mit dem Gelichter ohne Fleiſch und Blut ſchon „kurze fünfzehn“ machen ſollten!

Und der denkwürdige Tag kam, wo die Möbelwagen vor dem Spukhaus ſtanden und Jochen Kasbohm mit martialiſchem Geſicht über die Schwelle ſchritt, nunmehr offiziell von der neuen „Hüſung“ Beſitz zu ergreifen.

Die junge Schwiegermama des Herrn Hauptmann richtete das Neſtchen für die Kinder ein, und als ſie und die heldenhaften Küchengrazien ſo mutig treppauf, treppab liefen, Tapezier und Tiſchler emſig hantierten und auch Männe, der ſonſt ſo „merk'ſche“ Teckel, ohne geſträubte Haare ſogar in der Dämmerung das Haus durchwanderte, deuchte es jedermann recht wohnlich und gemütlich und ſo gar nicht das, was man für gewöhnlich unter einem Spukhaus verſteht.

Jochen Kasbohm erfreute ſich für gewöhnlich eines Schlafes, für welchen hundert Kanonenſchläge nur ein zartes Wiegenliedlein bedeutet hätten, — in der erſten Nacht jedoch, welche er unter dem Dach der alten Kurie verbrachte, ſchlief er entſchieden

unruhig. Unbekannte Ursachen ließen ihn zeitweise nervös zusammenschrecken, er glaubte schlaftrunken einen feinen stechenden Schmerz an etlichen Gliedmaßen zu empfinden.

Waren es die Höllengeister, welche ihn zwickten? Um so besser, so lag der Schatz hier oben verborgen. Voll freudiger Genugtuung schnarchte er weiter.

Am nächsten Morgen erlebte er aber die Enttäuschung, daß er nur fünf Mäuseleben ein gewaltsames Ende bereitet hatte.

Platt gewalzt lagen sie unter ihm, und Jochen entnahm dem Anblick ihrer Leichen die Lehre, daß es nicht ratsam sei, den Bettstrohsack auf dem Heuboden eines Spukhauses zu füllen.

Das junge Paar machte eine mehrwöchentliche Hochzeitsreise, und während dieser Zeit hatten die dienstbaren Geister den jungen Hausstand zu hüten.

In tiefem, ungestörtem Frieden lebten sie dahin, und so sehr es der ungeduldige Jochen auch durch allerhand kühne Herausforderungen darauf ablegte, die Spukgeister zu reizen und ihr Erscheinen zu erzwingen, es ereignete sich doch nichts Außergewöhnliches, nicht einmal nachts um zwölf Uhr fielen Totengebeine im Kamin herab, keine Katze mit feurigen Augen schlich umher, kein alter Domherr schritt mit rasselndem Schlüsselbund zum Weinkeller nieder, — nichts, — gar nichts, was Jochen auch nur im mindesten imponiert hätte.

„Ein ganz gemeines, gewöhnliches Haus, wie

alle anderen Häuſer auch!“ — zuckte er verächtlich die Achſeln und fing ſchon allmählich an, ſeinen ſchönen Traum von gefüllten Goldtöpfen zu Grabe zu legen.

Eines Abends hatten ſie noch ſpät in der Küche geſeſſen und die Empfangsfeierlichkeiten für die junge Herrſchaft beſprochen.

Die „Damen“ ſtrickten und tranken Kaffee, — Herr Jochen führte ſeinen Seidel „Hieſiges“ zu Munde und rauchte dicke Wolken „Hamburger Reiterlein“.

Es war ſo recht gemütlich, „und niemand dachte Böſes nicht“ — am wenigſten an die bleichen Geiſter, welche in dieſem Hauſe umgehen ſollten.

Da — ein Schlag, ein dumpfes Poltern — fernher und gedämpft, als käme es aus dem Keller.

Jochen ſaß ſofort kerzengerade und legte tief aufatmend die Pfeife auf den Tiſch. „Endlich — hei kümmt!“

„Ick will 'em wat!“ — ſagte Miene, kniff reſolut die Lippen zuſammen und ſchob die Kaffeetaſſe weit von ſich, als wolle ſie in dieſem Augenblick alles verächtlich ablehnen, was auf menſchliche Schwäche hätte gedeutet werden können. — Und das Stubenmädchen faßte ſtumm, aber energiſch die Lampe.

Noch einmal poltert's — und dann ein ſeltſames Getön, wie ein Klageſchrei.

„Nun man los! — merkt euch genau die Stelle,

wo ihr das Spukeviech ſeht!" flüſterte Jochen mit funkelnden, goldlüſternen Äuglein, griff nach dem Seitengewehr, welches an der Wand hing, und die drei mutigen Hüter des Hauſes ſchritten die Treppe hinab.

Ja, der Spektakel war im Keller.

Klirren, Poltern — Raſcheln — und dann, als ſich die dröhnenden Schritte des Kleeblatts näherten, alles ſtill.

Kreiſchend ſprang der Schlüſſel herum.

„Huhuhu —" fuhr ein Windſtoß durch das offene Kellerfenſter, ſo daß Anna mit der Lampe hinter die Tür flüchtete, um ſie vor dem Verlöſchen zu bewahren — und dann ſchien es allen dreien, als huſchten ein paar dunkle Schatten und ein helles Etwas eilends durch die zerbrochene Scheibe zurück.

„Katzen!" ballte Miene ingrimmig die Fauſt, „Katzen!" ſchrie Jochen wütend und nannte mit unheimlicher Geſchwindigkeit alle Koſenamen, welche er auf dem Kaſernenhof erlauſcht. — —

„Katzen!" lachte auch Anna mit dumpfer Stimme, und dann beſichtigte man die zerſchlagene Scheibe und begab ſich ſehr enttäuſcht auf den Rückmarſch.

Die Mädchen tranken, in grübleriſches Sinnen verloren, ihren Kaffee, — Jochen, ſchweigſam und bitter enttäuſcht, ſein Bier aus.

Seit jenem Abend ſpukte gar nichts mehr, nicht einmal die Katzen, denn die Scheibe war erneuert.

Das junge Ehepaar traf ein, — ein munteres und vergnügliches Leben entwickelte ſich in dem ehedem ſo ſtillen Spukhaus, und die Leute, welche darin zu verkehren hatten, und die Herrſchaften, welche Gegenviſiten machten, begriffen gar nicht, wie man dieſe wunderſchöne Wohnung lange Jahre hindurch unbenutzt hatte leer ſtehen laſſen, — ſie ſah ſo gemütlich und harmlos aus, daß keinem Menſchen in den Sinn gekommen wäre, auf dieſen hell erleuchteten Korridoren, in dieſen elegant eingerichteten Räumen den bleichen Geiſtern längſt verſtorbener Domherren zu begegnen. Der Beſitzer der neuerbauten Villa, welcher ſo ſehr hohe Miete für dieſelbe forderte, ging mit langem Geſicht und unheimlich grollender Miene umher.

Tag und Nacht ließ es ihm keine Ruhe, daß ihm nun in dem infamen Spukhaus eine geradezu mordende Konkurrenz erwachſen ſei, welche unberechenbare Folgen für ihn haben konnte.

Was ſollte er beginnen, wenn ſeine Villa nicht vermietet ward, wenn ſeine Spekulation fehlgeſchlagen war?

Wer ſollte in dieſem kleinen Landſtädtchen, in welchem alle Honoratione die eigenen Häuſer bewohnten, eine ſolch elegante Wohnung mieten? Nur die Herren Offiziere kamen da in Betracht, und wenn dieſe nun für wenig Geld in dem Spukhaus mieten konnten, ja wenn Zeiten kamen, wo Major und Hauptleute unverheiratet waren —

— o — dieſer Gedanke war ja zum Haare ausraufen!

Der Herr Maurermeiſter Pluſſow verzehrte ſich in Sorgen, und wenn er ſich nachts auf dem Lager herumwarf oder tagsüber mit blaſſem, verſtörtem Geſicht ſtundenlang entlegene Pfade wandelte — dann zerbrach er ſich den Kopf, wie er wohl den Ruin von ſeinem Hauſe abwenden könne.

Die alte Kurie begann er zu haſſen, — glühend, rachſüchtig, — unverſöhnlich.

Warum ſpukt es plötzlich nicht mehr in dem alten Rumpelkaſten?

Solange er zurückdenken kann, erzählt man ſich die gruſeligſten Geſchichten von den ruheloſen Domherren, von dem Poltern, Stöhnen, Seufzen, Ächzen, Klopfen, Pochen in dem Spukhaus, — kein Menſch hielt es aus, darin zu wohnen, — und nun mit einmal iſt alles ſtill und ruhig, und Hauptmanns können die reizende Wohnung nicht genug loben und verſichern, daß aller Spuk nur dumme Klatſchgeſchichten ſeien!

Man hat wirklich in der ganzen Stadt den Glauben daran verloren, — ja, in der vergangenen Nacht ſind die Jungens über den Gartenzaun geklettert und haben Äpfel geſtohlen! — Im Garten des Spukhauſes! um welches groß und klein ſonſt bei hellſtem Sonnenſchein einen großen Umweg machte.

Wie ſoll das enden! — Was für eine Exiſtenz-

berechtigung hat ein Spukhaus, in welchem es nicht spukt?

Herr Plussow wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn. Er war ein Spieler geworden und sagte: va banque!

Mit sinnender, unheimlich grübelnder Miene schritt er nun etliche Tage lang umher, und als er sich nach der dritten durchwachten Nacht von dem zerwühlten Federbett erhob, sah er verändert aus! Er lächelte, — ein teuflisches, schadenfrohes Lächeln, und auf seinen bartlosen Zügen lag ein fremder Ausdruck, — kühne Entschlossenheit, eiserner Trotz, derselbe Zug von Unerbittlichkeit, welcher sich auf des großen Cäsar Antlitz spiegelte, ehe er den Rubicon überschritt und dachte: „il faut corriger la fortune!“ natürlich in lateinischer Übersetzung!!

Während dessen lebte das junge Ehepaar Neubert in ahnungsloser Glückseligkeit in dem spuklosen Spukhaus dahin.

Sie hatten sich so recht aus übergroßer Liebe geheiratet, hatten vier Jahre lang sehnsüchtig auf den „Hauptmann“ gewartet und kamen sich nun, nach endlicher Erfüllung all ihrer Wünsche und Hoffnungen, wie im siebenten Himmel vor.

Das Glück macht jung und übermütig, und Frau Valeska, welche stets den Schelm im Nacken gehabt und nichts lieber tat, wie ihren verliebten Gatten ein wenig zu necken, neigte das Köpfchen selig lächelnd auf die Stickerei nieder und schaute

verstohlen die Straße hinab, den Herrlichsten von allen rechtzeitig zu erblicken.

Heute wollte sie ihm einen ganz besonderen Streich spielen, auf welchen sie sich schon seit langem freute.

Es gehörte nämlich zu den Gewohnheiten des zärtlichen Gatten, bei jedesmaliger Heimkehr eine außerordentlich besorgte Sehnsucht an den Tag zu legen.

„Wo ist meine Frau?" war die erste Frage, wenn sich die Haustür vor ihm knapp in den Angeln drehte.

„Oben, Herr Hauptmann!"

Er stürmt die Treppe empor.

„Wo ist meine Frau?" klingt es jedem entgegen, der ihm unterwegs auf dieser Treppe oder dem Flur begegnet, und wenn er in das Vorzimmer tritt, erschallt sein kräftiges Organ: „Vally! — Schatz! Liebchen — wo bist du?"

„Aber Männchen, es sieht wirklich aus, als ob du mir die leichtsinnigsten Fluchtgedanken zutrauſt!" — lachte Frau Valeska neckisch; „ich glaube wirklich, du hast Angst, ich reiße dir aus!"

„Na wer weiß!" scherzte er; „ach wie so trügerisch sind doch die Weiberherzen!"

Und am nächsten Mittag hallte es abermals durch das Haus —: „Wo ist meine Frau?!!"

„Guckguck! hier! ..." antwortete es fernher — und der Herr Hauptmann stürmte durch das ganze

Haus, immer dem neckenden Silberstimmchen nach, bis er seine atemlose kleine Gattin hoch oben auf dem Boden endlich einholte und ihr den losen Schelmenmund mit Küssen verschloß. Aber gebessert hatte er sich trotzdem nicht, und als Frau Vally andern Morgens in der Küche stand und das Rätsel eines Leberpuddings eigenhändig zu lösen versuchte, da hörte sie die klirrenden Schritte ihres Haustyrannen, welcher vom Exerzieren heimkehrte, und seine erste Frage schallte durch den gewölbten Korridor: „Wo ist meine Frau?"

Da beschloß die Vielgesuchte ihren Hans einmal so grausam zappeln zu lassen wie einen Maikäfer am Zwirnsfaden!

Und jetzt saß sie am Eckfenster und forschte emsig, ob sich die hohe Gestalt noch immer nicht erblicken ließe!

Es war Herbst, — die Tage kurz und das Wetter besonders unfreundlich.

Der Wind pfiff durch die beinah kahlen Baumwipfel, fing sich an Giebel und Ecken des Hauses und heulte wie ein ungezogenes Kind, welches im tollen Spiel die Nase an die Tischkante stößt.

Regentropfen klatschten schwer gegen die Scheiben und überzogen die großen Pflastersteine mit feuchtglänzender Politur, — graue Schatten senkten sich tiefer und finsterer herab, als habe der Himmel seine düstern Wolken auf die Welt herabgeworfen.

Frau Vally fürchtete sich nicht, im Gegenteil,

ſie fand ihr Wohnzimmerchen mit dem rotleuchtenden neuen Amerikaner, deſſen heißer Rachen heute zum erſten Male gefüttert wurde, — und mit dem ſchmucken Kaffeetiſch, auf welchem der Keſſel über der Spiritusflamme ſang und auf deſſen Mitte der letzte Aſternſtrauß prangte, ungeheuer behaglich!

Und da — ganz fern an der Straßenecke — da taucht ſeine vom Mantel umflatterte Geſtalt aus den Dämmerſchleiern auf, neben ihm einer der nahewohnenden Kameraden — und vergnüglich kichernd ſpringt die junge Frau auf und ſtürmt auf leiſen Sohlen zur Tür.

Heute ſoll er ſich anſtrengen und ſeine Frau ſuchen!! — Heute ſoll er einmal in dem Gedanken zittern, ſeine Gattin habe ſich von dem ſchönſten aller Türken, einem Großvezir mit ſieben Roßſchweifen entführen laſſen!

Auf dem Flur hat Frau Vally einen entzückenden Wandſchrank entdeckt, von deſſen Exiſtenz man im Hauſe keine Ahnung zu haben ſcheint, denn noch machte ſie niemand auf dieſes praktiſche Ding aufmerkſam. Es iſt genau mit der Tapete der Wand bekleidet, und nur das kleine Schlüſſelloch verriet durch einen Zufall die Tür.

Ja, ſolch alte Häuſer! ſie ſind praktiſcher oft als die neuen!

Frau Vally huſcht mit freudeheißen Wangen zu dem Schrank, welcher ſich nahe der Korridortür auf dem ſehr großen, gewölbten Vorflur befindet,

ſchließt auf, huſcht hinein und zieht die Tür zu. — Es riecht recht moderig und fatal in dem ſeit langen Jahren nicht gelüfteten Kaſten, aber gleichviel, — es handelt ſich ja nur um ein kurzes Verſteckſpielen!

Kaum, daß die junge Frau ſich verborgen, tönt auch ſchon die Korridorklingel. Ei, ei! der Herr Hauptmann muß Sturm gelaufen ſein, — ach, die böſe Eiferſucht!!

Jochen naht und öffnet. Eine fremde Stimme fragt nach dem gnädigen Herrn.

„Iſt noch im Dienſt."

„Kann ich auf ihn warten?"

„Wenn Sie Zeit haben, gewiß, Herr Pluſſow!"

Schritte treten näher Jochen weiſt auf einen Stuhl und entfernt ſich.

Wie fatal! Frau Vally ſteht regungslos. Hoffentlich erlöſt ſie Hans recht bald aus dieſer Situation.

Währenddeſſen tritt Herr Pluſſow mit ſchnellen, leiſen Schritten in die Mitte des Flurs.

Er ſieht ſehr bleich, aber furchtbar entſchloſſen aus.

Es muß geſchehen! Es muß in dem Spukhaus wieder ſpuken, ſoll er nicht bankerott machen, und darum hat der Maurermeiſter einen kühnen, frivolen, ſündhaften Plan gefaßt. Er ſelber will einen Spuk in Szene ſetzen, aber dazu muß er genaue Ortskenntnis beſitzen, er muß ſich im ganzen Haus orientieren und alle Fenſter und Türen mit voller Sicherheit kennen. Heute kam er zum erſten

Male, um den Korridor „auszubaldowern“! Er wird öfters zum Herrn Hauptmann kommen, in Angelegenheit eines Neffen, welcher gern hier freiwillig dienen möchte.

Mit ſcharfem Blick überfliegt Herr Pluſſow den unheimlichen, altertümlichen Flur. Der Wind ſchrillt und heult im Rauchfang — es iſt dunkel. Ein paar ſchlafloſe Nächte machen nervös, Herr Pluſſow findet es recht unbehaglich hier, aber die Aufregung reißt ihn fort. Dort eine Tür ... hier die Treppe ... da ...

Ein ſeltſames, ziſchendes, ſchnaufendes Geräuſch hinter ihm.

Der Maurermeiſter zuckt zuſammen und fährt herum. Nichts zu ſehen, nur die leere Wand. Aber es klang, als ob jemand ſich das Nieſen verkneifen will und doch heimlich losplatzt.

Herr Pluſſow tritt näher an die Wand.

Alſo hier die Treppe und jene Tür dort ...

Er denkt nicht weiter, ein eiſiges Grauſen fliegt ihm durch die Glieder. Er hört ganz in ſeiner Nähe tiefe, ſchwere Atemzüge — —

Und doch iſt er allein!

Sein verſtörter Blick fliegt hin und her, es wird ihm ſo ſchwach auf den Füßen ... er lehnt ſich mit angſtvoll großen Augen gegen die Wand zurück, — gerade gegen das Schlüſſelloch, ahnungslos, daß er die Schranktür durch ſein Körpergewicht zudrückt, daß Frau Vally atemlos, dem Erſticken

nahe, hinter ihm mit Nieskrämpfen kämpft! Und Herr Pluſſow fühlt, wie ſich ſeine Haare einzeln auf dem Kopfe ſträuben, denn ganz dicht neben ihm, greifbar nahe, und doch abſolut unſichtbar, muß ein Weſen ſtehen, welches qualvoll ſchwer atmet, — ſtöhnt ... allmächtiger Gott — ein tiefer Seufzer — ein gedämpfter leiſer Gurgelton, wie ein Schrei, welcher ſich aus durchſchnittener Kehle ringen will — —

Der ſpuken wollende Maurermeiſter fühlt ſeine Kniee wanken, die Arme hängen ihm am Leib herab wie Bleiklumpen, kalter Schweiß tritt auf ſeine Stirn und perlt auf das käſeweiße Geſicht herab.

Und nun ein wirklicher — leiſer — furchtbarer Schrei — und ehe Pluſſow nur den Mut findet, der Korridortür entgegenzutaumeln, dröhnt ein furchtbarer Schlag hinter ihm gegen die Wand, und dann hat er das Gefühl, als dränge die ganze Mauer nach außen, als ſchiebe und ſtoße ihn unſichtbare Gewalt ſo mächtig fort, daß er kraftlos vorn überfliegt und mit gellendem Hilfeſchrei wie ein Wahnſinniger die Korridortür aufreißt und die Treppe hinabraſt. — —

„Der Spuk! — Der Spuk!!“

Zwei kräftige Arme faſſen ihn — ein Säbel klirrt. — „Sind Sie des Teufels, Herr?!“ donnert ihm eine Stimme entgegen.

Mit verglaſten Augen, wie ein Sterbender, ſtiert Pluſſow in das Geſicht, welches ſich über ihn neigt.

„Ach, Sie ... Sie sind es, Herr Hauptmann — !“ und dann klammert er sich an den Arm seines Retters und stöhnt abermals mit klappernden Zähnen: „Ach, der Spuk, — der Spuk!“ —

Jochen, Miene und Anna stürmen herbei. — „Und sie kamen mit Licht“ und schleiften den schwergeprüften Gespensterseher in die Küche, fiebernd vor Neugierde, welch ein Ungeheuerliches er wohl erlebt haben möchte.

„Wenn he man jo nich eher draufschnappt, eh er mir seggt hat, wo de Pötte stehn!“ ängstigt sich der menschenfreundliche Jochen in seinem Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch und fährt dem Halbohnmächtigen mit einem doppelten Kümmel unter die Nase.

„Wo ist meine Frau?“ dröhnt die Stimme des geängstigten Hauptmanns durch den Flur, er wähnt nicht anders, als daß sich ein furchtbares Unglück ereignet hat.

Frau Vally erscheint etwas wankend und unsicher an der Tür.

Sie sieht auch recht blaß aus — — hat sich gewiß so sehr über den Spektakel erschrocken — und sie hält das Taschentuch in der Hand und schnaubt sich alle zwei Minuten die Nase, wie Eine, die übermäßig viel Staub schlucken mußte.

Herr Plussow hat neue Kräfte gesammelt und mit stockender Stimme das Schauerliche berichtet; staunende Überraschung, Kopfschütteln und Achsel-

zucken sind die einzige Antwort darauf, nur die gnädige Frau nickt und sagt — von öfterem Husten unterbrochen —: „Man soll ja früher die Menschen lebendig eingemauert haben! — Ach, es muß über die Maßen gräßlich sein, zu ersticken!“

„Ja, ja, ein eingemauerter Mönch ... oder Nonne!“ stöhnt der Maurermeister mit scheuem Blick, trinkt schnell den Schnaps aus und strebt voll nervöser Hast in das Freie.

Jochen gibt ihm das Geleit, und er benutzt diesen Augenblick noch einmal, um sich ganz genau die Stelle beschreiben zu lassen, wo sich der Spuk vernehmen ließ. —

Ratlos kraut er sich hinter den Ohren. Verdeiwelte Sache das! wie soll er auf einem gedielten Korridor nachgraben? wie soll er das Innere der Mauer untersuchen? Er kann doch unmöglich das ganze Haus zusammenreißen, um zu den Goldtöpfen zu gelangen, wenn dies ja seiner Ansicht nach auch nur das einzig Richtige gewesen wäre!

In der Küche aber stand man noch eifrig beratend zusammen, bis der Hauptmann mit ironischem Lächeln die Achseln zuckte und sagte: „Seltsam, daß niemand von uns einen Spuk erlebt, der Herr Villenvermieter Plussow aber am hellen lichten Tag die unglaublichsten Abenteuer hier besteht! — Da könnte man ja auf ganz sonderbare Gedanken kommen! Na, ich hoffe, ihr seid diesem Herrn — gerade dieſem!! gegenüber etwas mißtrauisch

und denkt an das alte Wort: „Bange machen gilt nicht!“

„Nee — bange machen gilt nicht, und der wackere Schwabe forcht sich nit!“ lachte Miene mit drohender Stimme, und sie drehte die Kaffeetrommel über dem Feuer, als gälte es, alle fünfmalhunderttausend Teufel ohne Gnade und Barmherzigkeit zu Pulver zu rösten!

Nein, es fürchtete sich niemand im Hause, die Herrschaft am allerwenigsten, denn so laut wie heute hatte man sie kaum je zuvor lachen hören, und als Jochen den Kaffeetisch abräumte, berichtete er in der Küche: „Wenn Einer heute den Herrn Hauptmann um Urlaub bitten täte, dann kriegte er ihn — und gleich auf sechs Wochen! — So'n ‚Ponschuhr‘ hat er lange nich gehabt! Da sitzen se beide auf dem Sofa — und die Gnädige schluchzt vor Vergniegen, und er tut sich reine vom Leben vor Lachhaftigkeet!“

Der Herr Maurermeister aber saß zu Hause im Lehnstuhl, trank einen Bittern nach dem andern und fühlte sich sterbenselend.

Noch nie hatte ihn des Daseins Jammer so angefaßt wie heute.

Da klingelte es. Der Herr Landrat kam und teilte mit, daß seine Schwiegereltern hierherziehen und eventuell die neue Villa mieten wollten, wie hoch sich der Mietspreis pro anno beläufe?

Herr Plussow lebte neu auf. Er forderte einen

zivilen Preis und vermietete sein Haus, und als er abends im Bett lag, hob er reuigen, zerknirschten Herzens die Hand zum Schwur und gelobte, nie wieder frevle Spukgedanken zu hegen, denn daß es wahrlich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als die frivolen Spötter zugeben wollen, davon hatte er sich heute überzeugt.

Jochen entwickelte währenddessen heimlicherweise ein reges, seltsames Treiben, — er untersuchte den Korridor bis in jedes Holzfaserchen hinein, und als er auch die Wände behorchte und beklopfte — da — ja, da kam er mit kirschrotem Kopf und meldete in höchster Aufregung die Existenz des Wandschranks. Eine kleine Kiste voll rostiger Nägel, Riegel und Schrauben ward in demselben aufgefunden. Flehentlich erbat sie sich Jochen zum Geschenk, und nun wartet er auf den nächsten Vollmond, welcher im ungeraden Monat auf einen Freitag fällt, — in solcher Nacht, Schlag zwölf Uhr, will er den Kasten auf einen Kreuzweg stellen, wenn just eine Eule schreit, — dann muß sich das verzauberte Eisen in Gold verwandeln.

Ob es ihm den Gefallen getan hat, weiß man nicht, aber das weiß man sicher, daß es in dem Spukhaus nie wieder gespukt hat, so heilig und teuer es Herr Plussow auch beschworen. Aber das ist auch eine Tatsache, daß Frau Vally sich nie wieder vor ihrem Gatten versteckt hat!

In einer Frühlingsnacht ...

Maienluft und goldiger Sonnenſchein! Volles, düfteſchweres Blühen überall, ſo weit der Blick reicht und in junger Lenzesſchöne voll trunkenen Entzückens ſchwelgt! Wo der Flieder ſeine rötlich-lila Dolden über das Gartengitter neigt, ſteht eine ſchlanke, ſtolz gewachſene Frauengeſtalt und ſtarrt nachdenklich in die Parkanlagen hinaus. Vogelſtimmen jubeln in den belaubten Wipfeln, und drunten auf den glitzernden Sandwegen wandeln lachend und ſcherzend ein paar junge Mädchen, heiß erglühend, als zwei flotte Reiter des Weges kommen und ſehr verbindlich, ſehr ausdrucksvoll grüßen! Die Dame an dem Gartenzaun faltet unwillig die Brauen, aber ſie bleibt dennoch ſtehen und ſchaut weiter den Weg hinab. Eine heitere Geſellſchaft naht. Voran zwei ältere Damen in Begleitung eines höheren Offiziers, hinter ihnen ein Student, drei junge Mädchen und ein Leutnant. Sie gehen langſam, namentlich das letzte

Pärchen. Er trägt ihren seidenen Schal, und sie steckt sich just ein Veilchensträußchen fester in das Knopfloch. Dabei begegnen sich ihre Blicke! Welch ein Himmel selig scheuer junger Liebe! Welch ein stummer und dennoch so glühend beredter Maienjubel zweier Herzen!

Die Dame unter dem Flieder preßt die Lippen zusammen, ihr Antlitz wird noch düsterer. —

Und abermals taucht ein rosiges, lachendes Gesicht hinter dem Gebüsch auf. Ein schmuckes Kindermädchen, welches mechanisch den Wagen vor sich herschiebt und strahlenden Auges zu dem jungen Handwerker aufschaut, welcher ihr viel, viel Schönes und Liebes zu sagen scheint. — Sie biegen in einen Seitenpfad ein, denn frische Stimmen erschallen hinter ihnen. Ein Brautpaar, Arm in Arm — glückselig, weltvergessen, — geleitet von den übermütigen Geschwistern.

Mit kurzer Bewegung wendet sich die Dame an dem Gitter zurück und schreitet mit hartem Schritt in die schützenden Laubkulissen des Gartens hinein. Dort wirft sie sich auf eine Bank, schlägt die Füße über und läßt das Haupt voll finsteren Trotzes auf die Brust sinken. — Sie ist nicht mehr jung, aber ihr Antlitz trägt die Spuren ehemaliger außerordentlicher Schönheit. Dennoch findet kein Mensch mehr dieses Gesicht anziehend oder liebenswert, wie es wohl auch niemand gibt, der Fräulein Lori noch den Hof machen möchte. — Sie ist sehr unbeliebt

in der Geſellſchaft; — warum? — Ihre Erſcheinung iſt noch immer eine glänzende und impoſante und ſtellt im Ballſaal manch junges Knöſpchen in den Schatten; Fräulein Lori iſt auch klug und geiſtreich, talentvoll und nicht mittellos, wie iſt es möglich, daß man ſie in der Stadt eine biſſige, intolerante, höchſt unliebenswürdige alte Jungfer nennt? Ja, daß man ſie kaum hübſch findet? — Wer kann wohl ein Geſicht, und wäre es das edelſtgebildete der Welt, anziehend finden, wenn es eine mürriſche, ſtreitſüchtige, liebloſe Seele ſpiegelt? Selbſt die Vöglein flatterten ſcheu davon, als ſie die Einſame auf der Bank ſitzen ſahen und in ihr neidiſches, mißgünſtiges Geſicht blickten.

Lori hatte ſich nie beherrſchen können, nicht in einer Zeit, wo ſie noch die gefeierte, umſchwärmte Königin der Jugend war, wie viel weniger jetzt, wo alle Maienluſt und Herrlichkeit ihr eine bittere Ironie, ein Hohn auf ihr verfehltes Leben deuchte! Und wie ſie unter der Bank im goldenen Sonnenſchein ſaß, dachte ſie zurück an jenen Frühlingstag, welcher zum Wendepunkt ihres Lebens geworden. Nach Jahren erſt hatte ſie es durch einen Zufall erfahren, was dieſer ſonnige Maientag ihr für ſchwarze Nacht gebracht hatte.

Damals wie heute! Der Himmel ſo blau — die Welt ſo ſchön — das Herz ſo weit! Und Lori als Schönſte der Schönen, hoch auf dem Gipfel alles Glücks! Ein Gartenfeſt verſammelte die

Jugend, und Lori ſchmückte ſich gar beſonders ſchön, denn er, der ſie liebte, der alles beſaß, um ein junges Weib zu beglücken, reich und ſtolz zu machen, kam auch. — Daß er ſie liebte, zeigten ſeine Blicke, zärtlichen Aufmerkſamkeiten, mit welchen er ſie überhäufte. Wie lange er heute auf ſich warten ließ! Die verwöhnte Lori ärgerte ſich, daß er nicht als Vaſalle an der Türe geſtanden, ſie zu begrüßen. Außerdem war Herrenmangel, der Tanz entwickelte ſich nicht ſo flott wie ſonſt, und zu allem Mißgeſchick verdarb ein fallendes Bowleglas die neue Toilette Loris. — Ihr Geſicht entſetzte den armen Herrn, welcher die unſchuldige Urſache geweſen. Die junge Dame hatte nie gelernt, ſich zu beherrſchen, zum Herzeleid ihrer Eltern, welche oft voll Sorge den Ausdruck in dem Geſicht der Tochter tadelten, einen Ausdruck, welcher aus einem Engel ein bitterbös Teuflein ſchuf. Und ſo auch heute. Ach hätte Lori geahnt, warum Graf Alfred ſo ſpät kam! Er ſaß bei ſeinen Eltern, er erbat voll glückſeliger Innigkeit die Erlaubnis, die reizende Lori als Töchterchen in das Haus bringen zu dürfen. Und ſie ward ihm gewährt, obwohl ſeine Mutter leiſe ſeufzend ſagte: „ſie hat leicht einen ſehr häßlichen, unfreundlichen Ausdruck im Geſicht, und du weißt, Alfred, daß die größten Tugenden der Frau Sanftmut und milde Güte ſind!“ — Alfred wußte es, aber er hatte Loris Antlitz noch nie unfreundlich geſehen und die böſe Konduite,

welche ihr andere Damen ſtellten, für Verleumdung gehalten.

Hochklopfenden Herzens betrat er den Gartenſaal, voll ungeſtümer Sehnſucht, das bindende Wort zu der Geliebten zu ſprechen, ſie voll inniger Liebe zu eigen zu nehmen. Sein erſter Blick traf Loris Antlitz, welches ſich voll unbeſchreiblichen Ausdrucks dem Herrn zuwandte, der ſich mit tauſend Entſchuldigungen vor ihr verneigte. — Was ſpiegelte ſich alles in dieſem Augenblick in ihrem Geſicht! Obwohl ſie den armen Sünder keines ſcharfen Wortes würdigte, drückte ihre Miene und ihre Bewegung, mit welcher ſie das durchnäßte Kleid zurückriß, mehr aus als die bitterböſeſte Rede! — Alfred ſtand wie gelähmt und ſtarrte ſie unbemerkt an. War dieſes entſtellte, wutverzerrte Geſicht das reizend ſchöne Antlitz der Geliebten?

Langſam, zögernd näherte er ſich. Wohl milderte ſich ihr Zorn bei ſeinem Anblick ein wenig, aber ihre Stimmung blieb gereizt und ihre Laune ſchlecht. Lori gehörte zu den Mädchen, welche, durch ihre Schönheit verwöhnt, ſich einbilden, ſtets und in jeder Weiſe zu gefallen, welche durch Anmaßung zu imponieren und durch ein ſchroffes, abweiſendes Benehmen zu intereſſieren glauben. Mit dieſem Aprilwetterwechſel voll Huld und Ungnade, Regen und Sonnenſchein hatte ſie bisher alle Herren behandelt, an deren Verehrung ihr nicht

ſonderlich viel gelegen war. Alfred gefiel ihr, ſie liebte ihn und begehrte ihn zum Mann, — da mangelte es bisher an Gelegenheit, auch ihn durch Launen zu quälen. Sie nahm ſich ihm gegenüber zuſammen und gelobte ſich, nur liebenswürdig zu ſein. Solch ein Kartenhaus guter Vorſätze bläſt aber der erſte Sturmwind um, welcher die Bruſt eines Mädchens durchtobt, dem Liebenswürdigkeit und Selbſtbeherrſchung nur geborgte Requiſiten ſind. Sie war allzu ärgerlich, allzu erregt und verſtimmt, um Graf Alfred heute anders behandeln zu können als die andern Herren, welche ſich die empörende Unverſchämtheit hatten zuſchulden kommen laſſen, in ſo geringer Zahl zum Tanze erſchienen zu ſein. — Schweigſam und nachdenklich ſaß der junge Mann an ihrer Seite, und ſein langweiliges Benehmen reizte Loris Ingrimm noch mehr. — Ihre Bemerkungen wurden immer ſpitzer und ſtreitſüchtiger; — ſeine kühler und kühler werdenden Antworten, ſein Tadel, ſein Widerſpruch ſpornten ihren Eigenſinn. Ohne daß ſie es ahnte, ließ ſie ſich hinreißen, ſich in ihrer ganzen Unfreundlichkeit und Unliebenswürdigkeit zu zeigen. „Es ſcheint, wir verſtehen uns nicht mehr ſo gut wie früher, mein gnädiges Fräulein!“ ſagte Graf Alfred endlich, tief aufatmend, erhob ſich und verneigte ſich mit einem Geſicht, welches ſo ernſt und traurig ausſah wie das eines Menſchen, welcher ſein Glück in Splitter brechen ſieht. „Er wird ſchon wieder-

kommen!“ trotzte Lori, wandte ihm brüsk den Rücken und ließ ihn gehen.

Er ging für immer. Die rote Rose seiner Liebe, welche so maienfrisch in seinem Herzen blühte, als er den Saal betrat, die ließ erbleichend die Blätter sinken und starb in Eis und Kälte. Ein Reif hatte sie in der mildesten, wonnigsten Frühlingsnacht getroffen, der Rauhreif, welcher von roten Mädchenlippen fiel, des Eises Hauch, welcher von einem Antlitz herab wehte, dessen Seele starr und kalt war. — Die Sonne wahrer, echter, lauterer Herzensgüte und Liebe fehlte, welche einzig und allein die Zauberblüte der Sympathie wachsen und gedeihen lassen kann.

Zu spät hatte Lori erfahren, welch ein Geständnis dem Geliebten an jenem Abend auf den Lippen geschwebt. — Anfänglich hat sie bittere Tränen geweint, dann haben Trotz und Ingrimm ihr Herz vollends verhärtet und später alle zurückgescheucht, die forschend in ihr Antlitz blickten. Nun flieht sie, hadernd mit Gott und der Welt, in die tiefste Einsamkeit, wenn Maienliebe und Maienlust ihren Psalter der Glückseligkeit draußen, jenseits des Gitters, anstimmen.

Der Stein am Strande.

Seit Jahrtauſenden umrauſchte mich die Meeresflut, ſeit Aberjahrtauſenden liege ich am Strande, da, wo der hochſtämmige Buchenwald ſich die bergigen Ufer herabzieht, wo ehemals noch mächtige Klippen weit in die See hineinragten. — Jahrtauſende! Was wißt ihr Menſchen — ihr Eintagsfliegen der Schöpfung, von der Zeit, welche vor euch liegt — von der Zeit, welche noch kommen wird? — Jahrtauſende, viele Jahrtauſende und doch nur Pulsſchläge der Ewigkeit!

Ich lag am Strande. — Wie lange ſchon? — Wer rechnet es aus? Ich bin harter Feuerſtein und war eckig und kantig von Anbeginn, aber die Flut ſchliff mich glatt und die Tropfen höhlten mich aus — durch Jahrtauſende. Was iſt der jetzige Wald, den ihr anſtaunt und deſſen Buchenſtämme ihr Säulen des Himmels nennt, gegen jenen Urwald, welchen ich zuerſt geſchaut? — Da ſchoſſen die Schlingpflanzen und Bäume empor wie wilde,

raſende Phantaſien, brachen zuſammen unter der eigenen Laſt und düngten den Boden für noch höher ſtrebende, noch gewaltigere Rieſen, deren Geäſt ſich verflocht, daß kein Sonnenſtrahl es durchdringen konnte, daß Mammut und Ichthyoſaurus keinen Pfad durch ſeinen Sumpf mehr fanden.

Dann ſah ich Menſchen, — die erſten Menſchen. Wie Schattenbilder zogen ſie fern auf den Dünen an mir vorüber, wild und furchtbar in gewaltiger nackter Gottähnlichkeit. Sie kamen und ſchwanden, Eiſesbande hielten mich, — Sonnenſtrahlen umglühten mich, — Fluten kamen, riſſen mich zurück in die Tiefe, wiegten mich Jahrtauſende und ſpieen mich wieder in den Sand.

Der Wald ſtand noch, aber er war nicht mehr jener Titanenwald des Anbeginns. Er war immer noch ein Urwald, wie eure Augen ihn nie geſehen. — Wiſent und Bär brachen durch die Zweige, und in Felle gewickelte Menſchen mit dem Blick und der Kraft der Beſtie traten hervor und ſtarrten auf das Meer.

Ein Weib erblickte mich und hob mich prüfend auf. Ich deuchte ihr ein gutes Beil — und während die Männer am Strande lagerten, hub ſie an, mich mit ſpitzen Steinſplittern zu bearbeiten, — ſeht ihr hier? Da verſuchte ſie, mich zu höhlen.

Wolken ſtiegen auf, der Donner rollte über die See und die Blitze flammten am Horizont. Da warfen ſich die Menſchen voll zitternden Entſetzens

zur Erde nieder, schrien und heulten und stürzten voll sinnloser Angst zum Wald zurück. Das Weib warf mich aus der Hand, und die schwellende Flut brauste über mich hinweg.

Und wieder sah ich Sonnenlicht. Die Klippen am Strande standen noch, aber sie waren nicht mehr so hoch und zerklüftet wie ehemals, und von dem Walde hatte die gierige See ein gewaltig Stück verschlungen.

Die Sonne ging blutrot unter, und zwei weiße, ringgeschmückte Arme teilten das Dickicht. Ein junges Weib trat flüchtigen Schrittes hervor, ein mächtiger, rauhhaariger Wolfshund folgte ihr.

Wie schön war sie, noch hatte ich kein ähnliches Menschenkind gesehen. Zwar trug auch sie noch ein Fell um Hüfte und Schulter, aber schneckenförmig gewundene Spangen hielten es zusammen, und ein kurzes, hochgeschürztes Gewand quoll in weichen Falten darunter hervor. Riemen umwanden die Füße, und das leuchtende, goldene Haar war am Hinterhaupt geschürzt, daß die flachsenen Strähne wie der Schweif eines Rosses im Winde flatterten. Bogen und Köcher trug sie und in der kraftvollen Hand einen Speer.

Bis hinaus auf die äußerste Klippe schwang sie sich, blieb stehen und starrte finster auf die blau rollende Flut hinaus. Der Hund schmiegte sich an sie, — und sie streichelte seinen spitzen Kopf und drückte ihn gegen ihr Knie. „Siehst mich an, Wolfer,

als ahntest du, was die Walha beginnen will? — Hast du nicht gehört, wie die beiden Männer um mich warben? Hug, der grausame, wilde, und Wälse, der herrliche Held? Ach Hug ist mächtig, und Vater fürchtet ihn, und darum sprach er: ‚Kämpfet im Holmgang um die Maid, sie sei des Siegers Preis!‘ — — und ich fügte hinzu: ‚Von der Klippe draußen hole er mich heim.‘ — Nun stehe ich und warte. Freia, der Holden, Göttlichen brennt mein Opfer, und Wodans Eiche tränkte ich mit dem Blut meines liebsten Füllens. Sieh, Wolfer, — wenn aus jenen Büschen dort der Wälse tritt — so haben die Götter mein Gebet erhört, naht aber Hug — so mögen die Wasser drunten auch ein Opfer haben — mich, die Walha, welche jenen ungeliebten Mann mehr noch scheut als die dunklen Schatten des ewigen Todes!“

Der Hund stieß ein kurzes Geheul aus und streckte sich zu den Füßen der Herrin nieder, das junge Weib aber rannte den Speer hart auf die Erde — seht ihr hier den scharfen Riß auf mir? — Just mich traf die blinkende Spitze — und sie hob das Haupt in stolzem Lauschen. Sie atmete schwer, wie Blitze zuckte es aus ihrem Auge.

Ein wunderlich Getöse im Wald — ein Hornstoß wohl — und dann taucht ein goldlockig Haupt über das Gestrüpp des Waldes, Büffelkopf und Hörner geben ihm wilden, furchtbaren Schmuck — ein Spieß und fellgedecktes Schild. — —

„Wälſe! — Wälſe der Hehre, welchem Freia den Sieg gab!“ jauchzt es hell auf, und die junge Maid ſtürmt ihm entgegen, voll ſeligen Ungeſtüms ſeine Knie zu umfaſſen. Er hebt ſie mit ſtarken Armen auf, — ein Siegesſchrei, wild, trunken vor Wonne, bricht über die bärtigen Lippen, und er deckt ſeinen Schild über ſie — den Schild, auf welchem Hugs Blut noch nicht getrocknet. — — —

Wellen rauſchen, — der Sturm heult, Wölfe jagen ſich im Sand, und der Ur reibt ſein zottiges Fell an den Buchenſtämmen. — —

Schiffe auf der See! — Der gähnende Abgrund, welcher ehedem das Land vom Land geſchieden, iſt überbrückt, zum erſten Male wagt ſich jetzt der Menſch auf die tückiſche, wilde, unbekannte Flut hinaus, zum erſten Male erblicke ich ſolch ein wunderſames Fahrzeug in der Nähe! — Dem erſten folgen ungezählte,— wie Möwe und Sturmvogel über die Wogen ziehen, ſo wiegen ſich die Schiffe auf der Flut, und je endloſer ſich die Reihe der Jahre dehnt, deſto verſchiedenartiger und vollkommener geſtaltet ſich ihre Art. —

Huh — wie die Brandung donnert! Wie die Waſſermaſſen ſich raſend türmen und die letzten Klippen herabreißen, daß ſie nur noch als Trümmer und Geröll aus weißem Giſcht auftauchen!

Da ſpeit die Flut aus, was die Tiefe an ſich geriſſen. Juſt über mich hin rollt der ſchwere, eiskalte Körper. — Die Wange des Toten ruht auf mir und der Vollmond beleuchtet das junge, trotzig

kühne Angeſicht. — Wie ſchön iſt er! Wie einſam, wie weltvergeſſen ſchläft er hier in der Fremde. Wo mag ſeine Heimat liegen? Zog er aus, das Glück zu ſuchen? Er fand es nicht. Er, der Menſch, der geiſt- und vernunftgeſegnete, das Ebenbild ſeines Gottes, vergeht vor mir wie ein Blatt, welches der Sturm zur Erde riß. Ich aber — der tote Stein — ich bleibe. Raubvögel kommen und ſchlagen die Krallen in des Seemanns Fleiſch. Sein Gewand wird zerfetzt, — der Sturm wühlt darin. Eine lange, ſchwarze Haarlocke liegt auf des Toten Bruſt, — die Schnur, welche ſie hält, zerſtückt, und die Vögel zerſtreuen das Kleinod der Liebe auf dem Felsgeröll. — Bald bleichen die Knochen, — die See ſpült und begräbt ſie im Sande. — Wer weiß noch von dem Jüngling? — —

Flammen! — Blutig rote — wilde Flammen! Der Wald brennt! Und mit heiſerem Gebrüll ſtürzen die Tiere nach der Flut. Schutt — verkohlte Stämme, Aſchhaufen — bis neue Lenze ſich reihen, bis ein junger Wald emporſprießt, wo ehemals der alte geſtanden. Und es kommen Zeiten, wo Kriegsgeſchrei die Stille des Strandes durchgellt, wo wilde Völker ihre Maſſen daherwälzen, neues Land zu erbeuten. —

Und wieder Jahre, lange, endloſe Jahre tiefſter Weltverſchollenheit. Ein Reiterzug naht, ich ſehe Geſtalten, wie ich ſie noch nie geſchaut. Silberleuchtende Rüſtungen, ſchwarze Eiſenpanzer, Schilde

und Schwerter. Allen voran auf milchweißem Roß ein Jüngling, von deſſen Lanze weht ein weißes Fähnlein, darauf das Bild eines Lammes, welches ein golden Kreuz erhoben trägt. Sie jubeln beim Anblick des Meeres, knieen nieder und beten. — Weiter, weiter! Die Schatten der Nacht verſchlingen ſie. — —

Im ewigen Kreislauf rollen die Zeiten. Regenfluten beleben neu, was in Sonnengluten verſchmachtete, der Lenz bricht des Winters Eisbann und der Herbſt gibt der Erde zurück, was aus ihr emporgeſproßt.

Mondlicht glänzt auf der See. Sie liegt ſo ſtill und ruhig wie ein Dornröslein im Schlaf, kaum daß eine leichte Briſe wie ſeufzender Atemzug darüber weht. Liebeshauch ſäuſelt im Dämmer des Waldes, Vogelſtimmen locken in wonneſamer Klage, und die Sterne blinken am Himmel wie die Augen treuer Glückeswächter. —

Hufſchlag, flüſternde Stimmen. Zwei Roſſe tragen eine Sänfte herzu, Reiter geleiten ſie. Ein hochgewachſener Mann mit ſtolzem, bleichem Angeſicht, im geſchlitzten Samtwams mit blitzendem Wehrgehänge am Gürtel. Er wirft den wallenden Mantel von ſich, flüſtert haſtige Befehle und ſpringt aus dem Sattel, um die Tür der Sänfte mit ungeduldiger Hand zu öffnen: „Barbara! Vielſüße Herrin! Heißgeliebte, wir ſind zur Stelle!“

„O Theodoſius — welch zage Seligkeit, welch

banges Glück bewegt mein Herz!" flüstert die weiche Stimme, und sein starker Arm hebt ein herrlich Weib zur Erde. Ihre Haare wallen unter dem gold- und perlengestickten Mützlein wie ein Mantel der Nacht um die schlanke Gestalt, eine reiche Schlüsseltasche am edelsteinbesetzten Gurt hebt den Saum ihres Gewandes fein und köstlich, aus Kammertuch gewebt. Er schlingt die Arme um sie und führt sie eilends zum Strand, just vor mir stehen sie und blicken angstvoll nach dem schmucken Segelboot, welches sich aus dem Dunkel der Bucht löst und leise näher gleitet.

„O Geliebter, der Wind ist uns nicht günstig, wir werden vor Tagesgrauen noch nicht in Sicherheit sein!" flüstert sie bebend.

„Unbesorgt, Feinslieb, meine Knechte rudern gut, und haben wir erst mein wacker Schiff erreicht, sind wir geborgen! Barbara — bangt dir vor unserem Weg zum Glück?" —

Sie schlingt leidenschaftlich die Arme um ihn. „Ich zittere, daß man dies Glück in Unheil wandele! Des Vaters Rache folgt uns!"

„Sie findet uns nicht!"

„Unsere Heimatstädte liegen in blutiger Fehde!"

„Was kümmert unsere Liebe solch ein Krämerhaß? Des Bürgermeisters Kind im Arm des Feindes — des Geliebten!"

„Ja, wohl mir, des Geliebten, ach und wehe mir! Ich trage Streit auf Tod und Leben in dein Haus!"

„Ich kämpfe für die Liebe und das Glück — und siege!“

„Mein Theodosius!“

„Du liebes, heiliges Angesicht! — Sieh, meine Knie beuge ich vor dir und trage meines Lebens größtes Kleinod in mein selig Heim!“

„Eilt, Herr! — Der Morgenstern gemahnt!“ — ruft's aus dem Boot, und der junge Kaufherr hebt die Geliebte mit starken Armen auf und schreitet mit ihr hinein in die spiegelnde Flut, den süßen Raub in den schwankenden Kahn zu heben.

„Ho — hohe jo he!!“

Sie steht neben ihm und wendet das bleiche Antlitz landein. Dort ragen die Zinnen und Wart=türme der alten Hansestadt, — sie sieht sie nur im Geist, sie ahnt noch einmal der trauten Heimat Nähe! „Lebt wohl!“ ruft sie, „lebt wohl!“ — Aber sie weint nicht, ihr schönes Auge strahlt in Liebesseligkeit, und als sie das Haupt an des Liebsten Brust lehnt, weht es frisch und kräftig über die See, — die Segel blähen sich wie voll stolzen Mutes, und das Schifflein gleitet pfeilschnell durch die Flut. —

— — — Die Axt klingt im Walde. Der letzte Bär hat den Sand mit seinem Blut gefärbt, nur die Wölfe heulen noch über die weiten Schneeflächen des Strandes. Der Urwald von ehedem schaut gar anders drein. Noch immer üppig, dunkel, voll ragender Baumriesen, aber das Hussa und Hallo

der Jäger verliert ſich nicht mehr in grüner Undurchdringlichkeit. — Hütten wachſen auf, Fiſcher ſiedeln ſich an, Wagenräder graben ihre Furchen in den Sand. Einförmige Tage — einförmige Zeiten.

Dann gellt wieder Kriegsgeſchrei durchs Land, ein feindliches Heer landet, die gewaltige Flotte furcht die See.

Wie bunte Bilder zieht's vorüber — lange, lange Pauſen dazwiſchen. — Ich liege wie in ſchwerem Traum, und das Rollen der Wogen, der Schrei der Möwe lullt mich ein.

Da weckt mich ein wunderlich Getön! Fröhliche, hallende Klänge, Gezirp und Geflöte; — ſind's Vogelſtimmen? — Nein, es iſt Muſik!

Schwerfällige Glaskutſchen ſchwanken über den Sand daher. Aufgezäumte Pferde mit buntgebänderten Roſetten und Sträußlein geſchmückt, Lakaien und berittene Diener in ſtrotzender Livree. Voran der offene Wagen mit den Muſikanten. Wappenbilder prangen auf den Kutſchſchlägen, und die Menſchen, welche ihnen entſteigen, ſehen gar ſeltſam aus! — Junge Geſichter und ſchneeweiße Haarperücken, kecke, blumen- und federgeſchmückte Hütlein darauf. Die Damen mit zierlich gerafften Röcken, geblümten Miedern und Stöckelſchuhen, graziös wippend und trippelnd wie die kleinen Strandläufer! Und die Herren im geſtickten Samtrock, farbigen Strümpfen und den Degen an der Seite.

„Ah, cher oncle — dies iſt die See! — Endlich ſehe ich ſie!“ ruft ein Dämchen und breitet begeiſtert die Arme aus.

„Sehr recht, Komteſſe, — und Sie ſind von dem Anblick enchantiert?“ fragt zierlich ein blauſeidenes Herrchen.

„Charmant! Ich bin au comble du bonheur! Man ſollte kaum glauben, daß wir in Deutſchland ſo etwas haben — si joli, monsieur le baron!“

„Bien joli!“ verſichert er mit abgeſpreiztem kleinen Finger und offeriert die Bonbonnière: „und tatſächlich Natur! Das Waſſer iſt nicht artificielle!“

„Fi donc! Ganz Natur? — Man ſollte die Ufer graben in ſchöne Façon — wie ein Stern —, und die Bäume kupieren als Taxus —!“ tadelt eine alte Dame, das Augenglas hebend.

„Parfaitement! Madame la Comtesse haben recht! Es iſt wenig zu ſehen hier! Nichts als Waſſer, ganz gemeines, undreſſiertes Waſſer! Fi donc!“ — Und man wandte der See, welche nicht in einem Marmorbaſſin plätſcherte, verächtlich den Rücken, ſetzte ſich zum heiteren Picknick nieder, und die ſteifgeſchnürten Dämchen und Herren entſchädigten ſich zum Schluß mit einem Menuett, bis der „affreuſe“ Sand die Schnallenſchuhe feſthielt und die Glaskutſchen zur Heimfahrt kommandiert wurden. Nur wenige Demoiſelles und verbauerte Junker, welche „Le grand monde“ noch nie geſehen hatten, wandelten voll Entzücken am Strand des ewigen Meeres. —

Zeiten und Menſchen wechſeln, — und wieder lagert eine Geſellſchaft um mich her im Sande. Wie anders anzuſchauen als ihre Urgroßeltern!

Frauen mit kurzen Taillen, Kreuzbänderſchuhen und wunderlich großen Hüten auf dem Kopf, das feine Sonnenſchirmchen in der Hand, den Strickbeutel am Arm, — und die Herren im blauen Frack mit Goldknöpfen, großen Vatermördern und Zylinderhüten auf dem Kopfe, welche oben breiter ſind als unten. Sie tragen den Damen galant den Schal und legen viel die Hand auf das Herz. — All dieſe Menſchen haben Tränen der Rührung geweint, als ſie die See erblickten, zwei junge Mädchen ſanken überwältigt wie in Ohnmacht in die Arme der Mütter. Und dann las ein Herr ſehr rührende Gedichte vor und man weinte abermals und ſprach viel von ſchönen Gefühlen, von Empfindung, Seele und Unſterblichkeit. Man aß und trank auch, aber mäßig und mit ſchmachtender Zerſtreutheit, und die Damen ſangen liebliche Lieder, über welche die Herren in Verzückung gerieten. Jeder nahm zum Andenken einen Stein und etwas Sand mit, — ich blieb leider unbemerkt, denn der braune Frackſchoß eines Großpapas verdeckte mich im entſcheidenden Moment.

Juſt, als ob die Zeit alles mit doppelter Haſt nachholen wollte, was ſie ſo lange in bleiſchwer ſchleppendem Flug verſäumte, begann jetzt ein ſtürmiſcher Wechſel und Wandel. Die Büchſe knallte

im Wald. Wo ehedem der wilde Ur seine Hörner in den Schlamm gewühlt, huscht heute kaum noch ein scheues Häslein, und wo früher der Bär und Wolf im Kampfe lagen, weilt jetzt friedlich ein einsames Reh.

Der endlose Urwald ist zusammengeschmolzen zu kargem Waldesstreif. Felder und Äcker ziehen sich landein, goldene Halme ragen, und aus hohen Fabrikschornsteinen wälzt sich dunkler Qualm über die große Handels- und Hafenstadt, welche fernher ihre Türme hebt. — Der Pfiff der Eisenbahn schrillt, und das kleine Fischerdorf ist ein gar großes geworden. Aus dem ehemaligen bescheidenen Seebad ist ein modernes Luxusbad entstanden. Die strohgedeckten Hütten haben sich in elegante Villen verwandelt, elektrisches Licht wirft abends seinen blendend grellen Schein über die Strandpromenade, und die Klänge der Kurmusik wirbeln in tollem Reigen alle Erinnerungen durcheinander — Hornruf, Kriegsklänge, Menuett und die lyrischen Weisen der Wertherzeit, bis ein Straußscher Walzer keck durchbricht und Wagnersche Allgewalt der Jetztzeit Rechnung trägt.

Die Jetztzeit! — Was für eine Zeit ist es? Wie soll ich von ihr den späteren Geschlechtern erzählen. Die Menschen von heute haben nichts Charakteristisches, ihr Äußeres wechselt wie Aprilwetter und ihr Inneres zeigt dieselbe Unbeständigkeit. — Altkluge Kinder, frühreife Backfische, leicht-

ſinnige Männer und unzufriedene Frauen, — das ſchiebt und drängt voll nervöſer Haſt durcheinander. Jeder ſtrebt über die Grenze, welche Natur und Verhältniſſe geſteckt, hinaus. Die ehrſame deutſche Frau ſchwingt ſich auf das Rad und beruft Verſammlungen ein, welche für neue Rechte zum Kampf auffordern! Bis hierher in die heilige Stille des ewigen Meeres tragen die Prophetinnen ihr Banner, um es als Bahrtuch über manch friedliches Glück zu werfen.

Und doch ſah ich Mädchenaugen voll ſüßer Sehnſucht über die See blicken, in denen ſpiegelte ſich noch dieſelbe große, tiefe Liebesinnigkeit einer Walha, und ich ſah Jünglinge voll ſtolzer, edler Leidenſchaft, welche auch heute noch todmutig für ihre Liebe kämpfen würden wie Wälſe, der Held. — Und ich ſehe das ſtille, wehmutvolle Lächeln ewiger Entſagung, wie es um die Lippen des geſtrandeten Seemanns lag — ich ſehe die kecke, ungeſtüme Waghalſigkeit eines Theodoſius, den ſtolzen Trotz einer liebenden Barbara, — ſehe ſteifgeſchnürte, oberflächliche Salonmenſchen gleichgültig über Gottes Wunderwelt blicken, — den Tanz der Reunion, das Menü der Table d'hote als höchſten Genuß verehrend, und ich ſehe weichherzige Gefühlsmenſchen Tränen tiefſter Ergriffenheit beim Anblick des Meeres weinen. — — —

Neunzehntes Jahrhundert! Fin de siècle, du unruhvolles, ſchillerndes, charakterloſes Gemiſch von

vergangenen Zeiten, — was soll ich von dir den kommenden Geschlechtern erzählen?

Fern vom Kurhaus herüber braust „die Wacht am Rhein", das Denkmal des größten Kaisers umgeben von seinen Paladinen, von einem Moltke, einem Bismarck, strahlt auf im Sonnenschein, auf der Promenade stehen die Leute still und ziehen den Hut vor dem Erforscher der X-Strahlen, vor den Männern der Wissenschaft, welche neben ihm schreiten, auf dem heiligen Boden eines einigen Deutschlands, — und der Wind saust majestätisch daher und die Wellen rauschen Antwort —: „Hörst du's? — siehst du's? Das erzähle den Kindeskindern!"

Im Schneesturm.

Novellette.

Ja, der Winter iſt mehr als jede andere Jahreszeit dazu angetan, die Bande der Freundſchaft zu befeſtigen!“ ſagte das dunkellockige Klärchen und ſchob das zierliche Spinnrad tief aufatmend beiſeite, um an den Teetiſch zu treten, welcher mit Zwiebelmuſtertäßchen, ſummendem Keſſel und leckeren Kuchentellern ſo recht zum Niederſitzen einlud.

„Du haſt recht! Unſer Kränzchen iſt nie ſo regelmäßig beſucht wie bei Schnee und Eis, wo es ſich ſo herrlich von allen Ball- und Geſellſchaftserlebniſſen plaudern läßt, wenn das Rädchen dabei ſchnurrt und ſurrt!“ ſtimmte Fräulein Gretchen lebhaft bei, ſich ebenfalls erhebend, und die ſchwärmeriſche Thea ſtrich liebkoſend über den Wocken, von welchem blaue Bänder herabwehten, und lächelte: „Es war überhaupt eine entzückende Idee, daß wir die Spinnſtube neu aufleben ließen! Wie unſagbar poetiſch nimmt ſich unſere kleine Runde an dem praſſelnden Kaminfeuer aus! Ich bin überzeugt,

mancher Maler würde sich an unserm Anblick begeistern!"

„Nicht nur ein Maler, — wohl jeder Jüngling, welcher noch Sinn für hübsche Mädels und gemütliche Häuslichkeit hat!" nickte die muntere Hedwig mit den Schelmenaugen, „gar zu schade, daß die gestrengen Mütter uns just das, was doch notwendig zu der Romantik jeder Spinnstube gehört — die flotten Burschen nämlich —, versagt haben! — Ich wüßte gar manchen, welcher für sein Leben gern unsere Mädchen schnurren hörte!"

„Ja schade! — Es könnte doppelt nett sein!"

„Aber doch lange nicht so ungeniert!"

„Gewiß! Unsere intimsten Herzensgedanken müßten doch unausgesprochen bleiben!"

„Und gerade dieses Geflüster süßer Geheimnisse macht unsere Nachmittage so schön!"

„Bitte Gretchen . . . Kaffee oder Tee?"

„Bediene dich mit Kuchen, liebste Hedwig, und schick' ihn weiter!"

„Aha — Thea sucht sich wieder den schwärzesten aller Mohrenköpfe heraus? Ist das eine Ovation für ein gewichstes schwarzes Schnurrbärtchen?"

Thea errötete. „Nie sollt ihr mich befragen!" sang sie leise, das Köpfchen schüttelnd.

„Gewiß nicht, wozu auch? Wir kennen ja deinen Geschmack ganz genau! Schwarzes Bärtchen, blanke Knöpfe — doppelt Tuch . . ."

„O bewahre! Neulich haben ihr die Karten ja einen Ziviliſten prophezeit!! —"

„Empörend! Ich heirate nie ſolch einen Tintenkaſpar!" fuhr die kleine Blondine beinah zornig auf.

„Aber die Karten lügen nicht! ſingt Carmen."

„Die ihren logen wohl nicht, aber die von der böſen Martha logen ſchauderhaft!"

„Ei, ei, Thea, ich habe dich noch nie ſo erregt geſehen! Was haſt du nur gegen das Zivil? Gerade du, die ſich als glühendſten Verehrer unſeren hübſchen Aſſeſſor zugelegt hat — —"

„Bitte recht ſehr — er iſt nicht mein Verehrer — ich habe jeden Kotillon mit Leutnant von Bartenſtein getanzt — mit ihm die Schlittenpartie gemacht —"

„Gewiß, gewiß! Rege dich nicht ſo auf, Herzchen. Man kann ja auch zwei Verehrer haben — —"

— „Und wenn man dem armen Ziviliſten ſtets antwortet: Der Kotillon iſt bereits vergeben, — je nun, dann muß er eben mit dem Tiſchwalzer fürlieb nehmen!"

„Mir iſt derſelbe, ehrlich geſtanden, viel lieber als der Kotillon, und der hübſche Aſſeſſor unterhält ſo vortrefflich —"

„Hübſche Aſſeſſor?" unterbrach Thea wegwerfend, das roſige Mündchen verziehend, „das iſt denn doch Geſchmackſache."

„Dieſer zierliche blonde Schnurrbart —"

„Blond! — Pfui!" —

„Das schöne Oval des Gesichts —"

„Ja, ja, lang und länger — wie ein Kirchenfenster!"

„Die leuchtenden blauen Augen —"

„Mit dem schmachtenden Blick —"

„Ich hasse diese Lyrik bei einem Mann! So sentimental wird ein Soldat nie aussehen, bei dem ist alles forsch, keck, schneidig! — Aber so ein Zivilist —! O — ich hasse die schwarzen Röcke beinahe noch mehr als Regen und Wind."

„Dann muß es allerdings sehr schlimm sein, denn ich weiß, daß diese unwirtlichen Gesellen dir jedesmal eine Erkältung verursachen!"

„Leider! Prinzeßchen Thea mit der zarten Elfennatur ist jedem Unwetter gegenüber wie ein Rosenblatt!"

„Das mußt du dir aber abgewöhnen, Herzchen, als Soldatenfrau heißt es, mit dem lieben Gatten durch Sturm und Regen marschieren, wenn ihn das Schicksal an die Grenze schleudert, wo man zeitweise mit Kind und Kegel biwakieren muß, wenn noch keine Wohnungen gebaut sind!" —

„Unsinn! — Thea wird sich hüten! Sie heiratet ja doch noch ihren Zivilisten, wie die Karten weissagten!"

„Nein! Ich tue es nicht! Tausendmal nein, — sie lügen doch!"

„Sie lügen nicht! Martha — flink, hol die Karten, wir wollen sehen, was sie heute sagen!"

„Laß es sein, Martha — ich glaube es ja doch nicht!“

„Gleichviel! Wir stellen die geheimnisvolle Weisheit auf die Probe!“

Hastig wurden die Tassen und Teller zusammengeschoben, voll glühenden Eifers neigten sich die Mädchenköpfe herzu, noch einmal das Schicksal der Freundin zu erforschen.

„Also Pikee-König ist wieder eine Zivilperson, — Coeur-König ein Leutnant, — Karo ein Künstler und Treff ein Gutsbesitzer! — Nun wollen wir sehen, unter welchem König Treff-Aß, der Ring liegen wird!“

Klapp, klapp, klapp — schlugen die Karten auf den Tisch, — voll gespanntester Aufmerksamkeit von allen Augen beobachtet.

Da — ein vielseitiger Schrei. Zorn, Triumph, Vergnügen und Überraschung war sein Gemisch, und dann ein lautes, lachendes Durcheinander.

„Der Zivilist! — Der Zivilist!“

„Ich will ihn aber nicht!“ stampfte Thea voll Ärger und Eigensinn mit dem Füßchen auf und warf die lügnerischen Karten mit bebenden Händchen durcheinander.

Und die Stunden flogen dahin, man erhob sich und nahm Abschied.

Harrend standen die dienstbaren Geister auf dem Flur, und die jungen Damen schieden nach vielen Umarmungen und noch mehr Küssen.

Die Wege trennten sich vor der Haustür.

Theas Eltern bewohnten ein ziemlich entlegenes Landhaus vor der Stadt, und Gottlieb, der Getreue, stampfte mit dem brennenden Laternchen vor seiner jungen Gebieterin her.

Welch ein heftiger Wind hatte sich erhoben, während man so gemütlich das Rädchen am warmen Ofen gedreht hatte! —

Thea wickelt sich die Boa doppelt um den Hals und zieht schaudernd das Köpfchen in die Schultern. Wie eisig das daherbläst, wie schneidend es um ihre schlanke Gestalt pfeift! — O, sie haßt den Wind! Sie haßt ihn beinah ebenso sehr wie — wie — Thea preßt plötzlich die Lippen zusammen und starrt nachdenklich vor sich auf den Schnee, über welchen der rote Flackerschein der Laterne zuckt.

Ja — warum haßt sie Assessor Garling eigentlich? Sie hat ihn doch früher ganz gut leiden mögen — bis — ja bis ihr kleines Städtchen Garnison wurde und die schmucke Pracht des Waffenrocks allen jungen Mädchen wie Blendwerk der Hölle in die Augen stach!

Nun gab's kein höheres Ideal mehr als einen Leutnant! Es ward Modesache, sich für das Militär zu begeistern, und die blonde Thea schien ebenfalls dem Zauberspruch anheimgefallen, denn sie hatte plötzlich nur noch Augen und Ohren für den eleganten, schwarzäugigen jungen Offizier, welcher sie so himmlich flott im Tanze schwang und so forsch

und schneidig seinen Rappen an ihrem Hause vorüber tummelte.

Der arme Assessor Garling, welcher bisher Ritterdienste getan, war plötzlich überflüssig geworden. Thea behandelte ihn kalt, beinah unfreundlich und markierte ihm auf das deutlichste, daß die Jünger des Mars Götter seien, welche keine andern neben sich dulden.

Der Assessor trat mit erstaunlicher Gelassenheit zurück.

Kein eifersüchtiges Wort, kein Rachegelüst, kein beleidigendes Sichabwenden, — er blieb nach wie vor der höflich aufmerksame, zartsinnige Verehrer, welcher mit gekreuzten Armen und ganz eigenartigem Lächeln das junge Mädchen beobachtete, wie jemand, der im stillen denkt: „Ich habe das Warten gelernt und weiß, daß meine Zeit schon noch kommen wird."

Thea krampfte die Hände fester in dem Muff zusammen.

Lächerlich! seine Zeit ist für immer um. Abgeblühte Rosen verweht der Wind. — Aber sie tragen und treiben frische Knospen? — Nie! — nie! — keinen Zivilist — und wenn er auch noch so nett und hübsch wie Garling ist, an welchem sie im Grunde genommen gar nichts auszusetzen findet, so sehr sie sich auch den Kopf zerbricht, — es soll eben ein Offizier sein. Und die Karten? Die lügen!

Die Straße biegt in die Allee ein, die Häuſer, welche noch etwas Schutz gegen den Wind gewährten, hören auf.

Mit grimmer Gewalt brauſt es über das freie Feld, reißt und wirft die zarte Mädchengeſtalt und verlöſcht die Laterne.

„Hoh — hüh — jetzt wird's aber grob!“ ſagte Gottlieb und hält mit beiden Händen die Pelzmütze. Schneeflocken wirbeln durch die Luft.

Entſetzlich! nun fängt's noch zu allem Überfluß an zu ſchneien, und Thea war ſo leichtſinnig, keinen Schal über ihr Pelzkäppchen zu binden. Niemand hat ſie zu Hauſe daran erinnert! Früher ſorgte die ältere Schweſter dafür, aber ſeit die verheiratet iſt, bekümmert ſich niemand mehr um die ſchwärmeriſche kleine Thea, welche ſo ſehr, ſehr zerſtreut iſt! „Du ſollſt es lernen, für dich ſelber zu ſorgen!“ ſchilt die Mama, „ich habe doch wirklich genug mit deinen kleinen Geſchwiſtern zu tun!“

Huh, wie eiſeskalt! Theas Zähne ſchlagen zuſammen, der Schnee peitſcht ihr Geſichtchen. — Das wird wieder eine tüchtige Erkältung geben, gerade zu dem Ball beim Landrat — auf den ſie ſich ſo rieſig freut!

„Gottlieb, geben Sie ſchnell den Schirm her.“

„Den Schirm?“

„Nun ja, Johanna hat Ihnen doch wohl meinen Schirm mitgegeben? Ich hatte ihn in der Eile vergeſſen!“

Ein heftiger Schreck überfällt Thea. Sie vergaß es stets, einen Schirm mitzunehmen, war es so gewohnt, daß die Schwester jederzeit damit aushalf!

Und nun bei diesem Wetter!

Von Minute zu Minute stürmt es gewaltiger, die Schneeflocken werden Schneemassen, es wirbelt und heult um ihre schutzlose Gestalt.

Da kommt ihr eine mantelumflatterte hohe Gestalt entgegen.

„Ah, Grüß Gott, Fräulein Thea!“ lacht die Stimme des Leutnants von Bartenstein, „also richtig den Schluß der Spinnstube berechnet und bien à propos zur Stelle, Sie bei diesem famosen Winterwetter schützend zu geleiten!“

„Famoses Winterwetter?“ Thea erstickt das Wort in der Kehle. „Ach — ach, Herr von Bartenstein haben Sie einen Regenschirm?“ jammert sie ganz verzweifelt.

„Einen Regenschirm?“ er lacht schallend auf: „Solche Frage ist ja eine Beleidigung für einen Offizier, mein gnädiges Fräulein! Solch ein schauerliches Möbel existiert bei mir nicht, und ich hoffe, Sie teilen meine Antipathie dagegen! Bedürfen Sie der Stütze? Finden Sie es denn so glatt? Dann offeriere ich Ihnen meinen Arm oder meinen Degen!“ —

„Die kann man beide nicht aufspannen!“ entgegnet sie voll ärgerlicher Gereiztheit.

„Mein Gott, fürchten Sie etwa das bißchen Wind und ein paar Schneeflocken? Bei solchem

Wetter tollen meine Schwestern am liebsten draußen herum!"

„Na, ich danke, ohne sich zu erkälten?"

„Welch ein Gedanke! Solche Marzipanpüppchen, welche sich bei jedem Luftzug einen Schnupfen holen, sind meine Schwestern nicht! Gräßlich! Ich kann so verweichlichte, piepsige Damen nicht ausstehen! Und darum Kopf hoch, Fräulein Thea! — Weht der Schnee mir ins Gesicht — schüttl' ich ihn herunter! — es ist ja eine Lust, dieses Wetter!"

„Entsetzlich! Gräßlich! Unser Geschmack ist ja grundverschieden! Ich sterbe in diesem Sturm!" ruft sie weinerlich, „bitte holen Sie mir eine Droschke —"

„Aber Fräulein Thea —"

„Eine Droschke!" ruft sie heftig, wütend — mehr empört noch über ihn als über das Wetter.

„Wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein!" Sehr steif und förmlich klingt es, er wendet sich hastig ab und geht.

Thea möchte laut aufweinen vor Ärger. Welche Ansichten von ihm! O, mehr wie das, die Freude an solchem Wetter ist geradezu brutal! Nein, sie paßt nicht zu einer Offiziersfrau — wenigstens ... nun ... wenigstens nicht zu der seinen!

Erschöpft wankt sie weiter, der Atem will ihr vergehen.

Und wieder Schritte hinter ihr — und dann

faßt ein Arm den ihren und ein Regenſchirm wird von kräftiger Hand als ſchützende Wand zwiſchen den Sturm und ſie geſchoben.

„Gottlob, daß ich Sie einholte! Ich kenne Ihre Paſſion, den Schirm zu vergeſſen, Fräulein Thea, und nun gar heute, bei dieſem tollen Wetter! Wie kann ſich eine junge Dame wohl ſolchem Schneeſturm ausſetzen! Das iſt geradezu unvernünftig und Gift für zarte Menſchenblumen!“

Sie atmet hoch auf — ja, nun kann ſie wieder atmen.

„Ach, Aſſeſſor Garling — lieber Herr Aſſeſſor!“ —

„Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten?“

„Dann haben Sie ja keinen? — oder lieben Sie dieſes Wetter auch?“

„Abſolut nicht, ich bin zu wenig daran gewöhnt. Aber wenn Sie geſtatten, teilen wir uns in den Schirm und ich bringe Sie nach Hauſe! Bei dem Sturm können Ihre ſchwachen Händchen das Schutzdach doch nicht recht ſteuern!“

„Ach wie gut von Ihnen! wie danke ich Ihnen ſo recht von ganzem Herzen!“

Sie nimmt ſeinen Arm und ſchmiegt ſich feſt an ihn, und von einem Herzen zum andern zuckt es glühend heiß, — ſie frieren beide nicht mehr. —

„Wir haben lange nicht mehr zuſammen geplaudert, Fräulein Thea!“

„Leider, — ſehr lange nicht!“ antwortet ſie leiſe. —

„Sie haben mir noch gar nicht zu meinem Assessor' gratuliert! War Ihnen mein Avancement ganz gleichgültig?"

„O gewiß nicht — ich .. ich .. ach, ich war .."

„Grausam hart gegen den alten Verehrer!" ergänzte er flüsternd und drückte ihren Arm fester an sich, „soll das nie anders werden, Thea?"

Ihr Gesichtchen sinkt gegen seine Schulter. „Doch! es ist ja schon ganz anders geworden!" schluchzt sie leise. —

„Darf ich heute abend wieder den Tee bei Ihnen trinken? Ihre Eltern gestatteten es mir früher so oft!"

„Gewiß — Sie werden von Herzen willkommen sein!"

„Auch Ihnen?"

„Auch mir!"

Da braust der Sturm jählings daher, — so mächtig, daß der Schirm umkippt und Gottlieb rettend zuspringt, — der Assessor aber hat den Arm um das junge Mädchen geschlungen und drückt sie stürmischer noch als der Sturm an sein Herz. Und dann merken sie beide nicht mehr viel von dem Unwetter, — der Regenschirm senkt sich tief über sie herab, so tief, daß Gottlieb kaum noch etwas von ihnen sieht.

Auf einer Schneewolke aber fliegt Gott Amor just über ihnen dahin, und er lacht so laut, daß es wie silberne Glocken durch Schnee und Wind

klingt. Und dann notiert er sich schleunigst das große, große Wunder — wie ein Regenschirm den Sieg über einen Degen feierte! — denn — die Karten lügen nicht!

„Nur nicht heiraten!"

Silvesterhumoreske.

Er ſtand vor dem Spiegel und machte Toilette. Das blonde Haar war geglättet, etwas kurz und ungnädig mit der Bürſte behandelt, ſo daß es wirklich nur ureigene Liebenswürdigkeit war, wenn es trotzdem in ſo hübſchen, lockigen Wellen in die Stirne fiel.

Das blonde Bärtchen ſtrebte mit keck gekräuſelten Spitzen zu den Blauaugen empor, welche ſonſt ſo heiter und ſeelenvergnügt in die Welt ſchauten und nur heute, juſt am Silveſterabend, ſo grimmig das eigene Spiegelbild anblitzten, als habe das alte Jahr noch zum Schluß eine rechte Nichtswürdigkeit an dem Herrn Doktor begangen, welchen es doch 364 Tage lang recht zur Zufriedenheit bedient hatte.

„Ver..... traxte Kravatte! Ein Unſinn mit ſolcher Modetyrannei, daß ſelbſtgebundene Schlipſe die eleganteſten ſeien!“ grollte der junge Herr und trat ſo energiſch mit dem eleganten Lackſchuh auf,

daß das Waſchſervice neben ihm erklirrte. „Da muß man ſich abrackern, um das bißchen notwendige Äußerliche herzuſtellen, muß noch eine Mark fünfzig für die Droſchke berappen, hungert ſich bis Mitternacht bei Tee und ſüßen Stückchen .. o nein — heute wohl bei Punſch und Pfannkuchen! ... durch, ſteht in der Ecke und ſchluckt den Staub ein, welchen andere, in Raſerei verfallene Sterbliche im Walzertakt aus allen Winkeln aufwirbeln; die Mütter ſagen alle das nämliche: „Warum tanzen Sie nicht, Herr Doktor?“ — Die Väter ſchmunzeln in derſelben Tonart: „Ein ſo junger, flotter Tänzer beim Skat?“ „J wo, Doktorchen — machen Sie hübſch die Cour und amüſieren Sie ſich!“ — — Na — und die Töchter? Sie ſind das Echo der väterlichen Meinung! Sie ſagen es zwar nicht mit Worten, aber deſto deutlicher mit Blicken: „Ach — machen Sie doch ein bißchen die Cour!“

Und ich? — ich ſtehe mir höflich lächelnd die Beine in den Leib und gähne hinter dem ſpiegelblanken Klapphut!

Warum laden mich die Menſchen noch zum Ball ein? — Weil ich eine gute Partie, ein Mann mit geſichertem Einkommen bin? — Narrheit; ſie ſollten wiſſen, daß ich doch nicht heirate, abſolut nicht heirate! Ich habe mir den Geſchmack an den Weibern verdorben! O dieſes ewige Lächeln, holde Erhörung verheißend! Jede, jede ſagt Ja und

Amen, gleichviel, ob ich den Antrag mache oder einer der anderen — wenn's halt nur ein Mann ist, der heiraten kann! Heutzutage holt sich kein Sterblicher einen Korb mehr, und wenn er aussähe wie ein Pavian und so viel Geist besäße wie ein Brunnenesel!" Er ist ja nur das Mittel zum Zweck. Ich gehöre nicht zu diesen Narren — ich heirate nicht! — Und nun trotzdem zum Silvesterball gehen! Wie kommt mein vernünftiger, lieber Professor, der sonst so sehr die Schädlichkeit des Tanzens predigt, auf diese ketzerische Idee, einen Ball zu geben? Nun ja — er hat zwei Nichten zu Besuch. Da sieht man wieder den verderblichen, unwürdigen Einfluß der Weiber! Sie bringen es sogar zuwege, daß der eifrigste Pionier auf dem Felde der Hygiene seine eigenen Grundsätze wie Kartenhäuser über den Haufen bläst und selber einen gesundheitsmordenden Ball gibt! — O hätte ich absagen — mit guten Freunden gemütlich beim Glühwein sitzen können! Unmöglich, in diesem Falle ganz unmöglich! Also gehen wir — aber Freude wird man nicht erleben — ich heirate weder in einem alten, noch in einem neuen Jahr!" — Und Doktor Franz Fernberg raffte ingrimmig die weißen Glaceehandschuhe vom Tisch und griff nach dem Pelzmantel. —

Um dieselbe Zeit stand in dem Fremdenzimmer des Professors Arxthausen eine junge Dame in rosigem Florkleid und blickte mit bitterbösem Ge-

sichtchen in den Spiegel. Beinahe feindselig traf ihr Blick den Rosenkranz im dunkellockigen Haar.

„Er steht dir entzückend, Gabriele! Tante hatte ganz recht, daß sie auf dieser Toilette für dich bestand!“ sagte die Schwester, noch in den weißen Frisiermantel gehüllt, die Atlasschühchen an die Füße streifend. „Namentlich heute, wo so viele nette, interessante Menschen kommen!“

Gabriele rümpfte ironisch das Näschen. „Sie wird mit all ihrem guten Geschmack doch kein Glück haben! Ich werde unausstehlich sein — ich mag und will nicht heiraten, damit basta!“

„Aber Gabriele — wer spricht denn von Heiraten? Kein Mensch denkt daran —“

„So? — Wirklich nicht? Warum sind wir denn in die Stadt geschickt? Lediglich, um unter die Haube gebracht zu werden, weil wir auf dem Lande daheim keine Gelegenheit haben, mit Heiratskandidaten zusammenzutreffen! O, Lori — ich kann dir gar nicht sagen, wie dieses Bewußtsein mich beschämt, meinen Stolz empört! Ich weiß ja genau, daß die Residenzler über uns Landkinder spotten: ‚Sie werden zu Markt geschickt!‘ Ich will aber keinen Mann erhandeln! Ich habe mir fest vorgenommen, ledig zu bleiben!“

Lori lächelte und streckte das Füßchen prüfend vor.

„Gut, so gieße dir heute abend einen Mops und eine Kaffeetasse, du sprödes Jüngferlein! Wie

ich gehört habe, läßt Onkel in zwei Zimmern Becken zum Bleigießen aufstellen. Befrage also das Schicksal in der Silvesternacht, ob es deine ehefeindlichen Ansichten begünstigt! Ich freue mich vorläufig rasend auf das Fest, und wenn das neue Jahr mir ein myrtengrünes Kränzlein mitbringt — so will ich es freudiger begrüßen als du!"

„Gewiß ... wenn man schon ganz genau weiß, wer es einem in die Locken drücken wird ... O, Lori, welch ein schönes Gefühl, daß dein Erwählter dir nachgereist ist — daß nicht du dich für ihn auf die Lauer stellst! — Ja, dein flotter Manöverleutnant wußte dich zu finden — er kommt als getreuer Schatten, er läßt nicht ab mit seinem Werben! Das ist das Wahre — das ehrt ein Mädchen ebenso, wie es mich demütigt, den fremden Herren heute abend auf dem Präsentierteller angeboten zu werden!"

An der Türe klopfte es.

Die Frau Professor nickte hastig und fröhlich herein. „Schnell, schnell herzu, meine Pflegetöchterchen! Die Lampen sind schon angesteckt!" —

Welch ein Trubel!

Das hastet, drängt und schiebt sich mit den höflichsten Worten durcheinander; eine bunte, strahlende Menge erfüllt die gastlichen Räume, so eifrig und zahlreich, daß Doktor Fernberg sich resigniert neben einen Kollegen in den entferntesten Salon flüchtet und mit wetterschwüler Stirne

grollt: „Das reine Völkerfeſt! Es iſt ja lebensgefährlich, ſich jetzt durchzuwinden! Warten wir den Beginn des Tanzes ab, und begrüßen wir die verehrten Gaſtgeber ſpäter, wenn der erſte Anſturm ſich gelegt hat!“

Er nimmt eine Taſſe Tee und ein Pumpernickelbrötchen, ſetzt ſich mit tiefem Seufzer in einen Seſſel und blättert in dem Prachtband, welcher vor ihm auf dem Marmortiſchchen liegt.

Wie das Geſumm und Geſurr eines Bienenſchwarms klingt es aus den ferneren Salons und dem Tanzſaal zu ihm herüber. Dann ſetzt die Muſik mit ſchmetternder Fanfare ein und ein paar alte Herren treten über die Schwelle.

„Ah — Fernberg — brillant! Der dritte Mann!! Weiß es ja — daß er den Skat mehr liebt als den Tanz!“

„Vortrefflich, Herr Geheimrat!“ — Die nächſten Stunden ſind leidlich untergebracht.

Welch ein Pech er heute im Spiel hat! Es iſt ihm beinahe angenehm, als einer der Vortänzer glühend und feuchtglänzend in das Rauchzimmer ſtürmt: „Meine Herren — bitte inſtändigſt um Aushilfe für eine Quadrille! Ein Herr fehlt — Beſter Herr Doktor — Sie würden mich ſehr verpflichten!!“ —

„Bitte, verfügen Sie über mich!“ Fernberg erhebt ſich und folgt. „Zu welchem Opfer ſchleppen Sie mich?“ lächelt er.

Der junge Offizier wird ein wenig verlegen. „Würden Sie die große Liebenswürdigkeit haben, mit der Baronin Selchow zu tanzen? — Eine ganz charmante Frau — fabelhaft amüsant — sie ist auch so freundlich, einzuspringen — —“

„Aber selbstredend — um so besser! Ich verkehre lieber mit verheirateten Damen als mit Knöspchen!“

„Sie sind ein Original, Doktorchen — Gott erhalte Sie so!“

Fernberg tanzt — plaudert — windet sich mühsam auf dem engen Plätzchen durch — und atmet auf, als er seiner Partnerin ein tiefes Schlußkompliment machen kann.

Er führt sie zu ihrem Platz zurück und sieht in der Nähe die korpulente Gestalt der Gastgeberin auftauchen. „Nun wird es wohl Zeit, ‚Guten Abend‘ zu sagen! Es schlägt bald elf Uhr!“ philosophiert er. Und er tut's. Man plaudert höfliche, unendlich nichtssagende Worte. — Dann erscheint auch der Professor auf der Bildfläche.

Fernberg neigt auch vor ihm das Kinn tief auf die weiße Kravatte.

„Haben Sie schon meine Nichten kennen gelernt? Die Fräulein von Kärneck — Ganz famose Mädels! Allerliebst!“

„Ich bedaure lebhaft, Herr Professor — aber bis jetzt — bei der großen Menschenmenge — —“

„Ah — noch gar nicht gesehen? Ist ja toll!

Na, dann kommen Sie mal — wollen ſehen, wo ſie ſtecken!" — Und der Profeſſor nimmt den Arm des jungen Freundes und laviert ſich kreuz und quer durch die Plaudernden.

„Ja, heute abend ſuche mal einer!!"

„Ah, da ſind Sie, Profeſſorchen, — Pardon — auf einen Augenblick — oder ſtöre ich?" —

„I wo ... Fernberg muß allein weiter ſuchen — ich ſtehe zu Dienſten, Exzellenz! —" Nun noch ein paar ſcherzende Wechſelreden mit dem jungen Doktor, und Franz atmet erlöſt auf.

Gehorſam tritt er auf die Schwelle des Tanzſaals, um einen Blick hinein zu tun.

Himmel, welch ein Wirrwarr! Welch ein Drehen und Schwenken — Toſen und Klingen! — Ihm wird ganz ſchwindelig. Wie in allen Regenbogenfarben wogt es an ihm vorüber — Tarlatan und Spitzen, Seide und Flor — Roſen und Vergißmeinnicht — und zwiſchendurch die grellen Blitze von Gold und Silber — Gott ſteh ihm bei! Nein, um ſich in dieſe Szylla zu ſtürzen, iſt er mit ſeinen vierunddreißig Jahren zu alt! Was ſoll er aus dem Wirbel heben? — Ein goldenes Ringelein? — Alle guten Geiſter! — Nein, er heiratet doch nicht. Alſo fort von hier! —

Es ſchlägt elf Uhr.

Ein jubelndes Treiben ringsum; der Spiritus iſt entzündet, das Bleigießen beginnt, und der ſtarke

Duft des Glühweins und der Bowle weht zaubermächtig durch die Festräume!

Das alte Jahr liegt in den letzten Zügen. Sein „Vale!“ schwebt aus dampfenden Gläsern empor.

„Ach, bester Doktor Fernberg — bitte, führen Sie mich einmal zu den Bleibecken!“ bittet eine Stimme neben ihm, und Baronin Selchow nimmt ungeniert seinen Arm. „Dort neben dem Tanzsaal ist gar nicht anzukommen, die Jugend belagert die Löffel! Aber hier im Rauchzimmer wird eben noch ein drittes Orakel postiert!“

Er führt sie zu demselben, und sie finden die Bahn noch frei. Die Baronin gießt — ein ganz seltsames Gebilde — wie ein Vogel sieht es aus, mit langen Beinen und langem Schnabel . . .

„Sollte es ein Kranich sein?“ fragt Fernberg harmlos wie ein Engel und wundert sich, daß die junge Frau so echauffiert aussieht.

„Meinetwegen eine Bachstelze!“ ruft sie ärgerlich und wirft den armen Vogel mit dem langen Schnabel recht unfreundlich in den Löffel zurück. „Nun gießen Sie, Doktor!“

„Ich?!“

„Gewiß! — Warum lachen Sie? Moos bedeutet Geld — also lassen Sie bleiernes Moos wachsen!“

„Geld? — Das kann ich brauchen! Habe eine kleine Sammlung von altmodischen Hundertmarkscheinen!“ Und er hält den Löffel über die Flamme.

— Es brodelt — wallt — und ziſcht in das Waſſer.

„Nanu? Was iſt denn das! Ein Spickaal?“ Die Baronin neigt ſich neugierig näher.

„Ein Haken! Ein wirklicher echter Haken! Sind Sie Waſſermann oder Zahnarzt, Herr Doktor, um ſolch ein Inſtrument zu deuten?!“

„Vielleicht ſattle ich in dieſem Jahr noch um!“ lacht Fernberg.

Frau von Selchow nimmt mit ſpitzen Fingerchen das Rätſelhafte aus dem Waſſer. Ein rundes halbkreisförmiges Stück, an dem einen Ende ſcharf umgebogen, wie ein Hirtenſtab.

„Wir wollen es einmal im Schatten ſehen!“ Der junge Arzt folgt der Sprecherin nach dem Ofen, an deſſen weißen Kacheln ſich jedoch auch nur ein Halbkreis mit einem Haken abzeichnet.

„Das deute ein anderer!“ lacht die Baronin, und verſchiedene Ballgäſte treten herzu und drehen das ſeltſame Blei nach allen Seiten.

Man kehrt in den angrenzenden Salon zurück, die Hausfrau tritt ihnen entgegen und muß ebenfalls Doktor Fernbergs höchſt myſteriöſe Silveſterprophezeiung bewundern.

Man ſteht in größerem Kreiſe darum her. Da ſchwirrt eine Schar junger Damen und Herren herzu. „Tante! — Tante, ſieh doch, was für ein wunderliches Ding Gabriele gegoſſen hat!“ Und Fräulein Lori hält ein ganz eigenartig geformtes

Stück Blei empor — ein Halbkreis, deſſen Ende eine runde, geſchloſſene Öſe bildet.

„Mein Gott, wie komiſch! Faſt dasſelbe wie Doktor Fernberg!“ ruft Frau von Selchow.

Alles ſieht und ſtaunt.

Und während die Blicke auf die beiden wunderlichen Bleiſtücke gerichtet ſind, fügt ſie die junge Frau, einer plötzlichen Eingebung folgend, zuſammen, hakt den Haken in die Öſe — und . . .

„Ein Ring! — Ein großer, runder Ring!!“ jauchzt es aus aller Munde.

Aufs höchſte betroffen ſchaut Gabriele auf, direkt in die Augen Doktor Fernbergs, welche mit ganz eigenartigem Ausdruck — groß, fragend — auf ſie gerichtet ſind.

„Darf ich bitten, gnädigſte Frau, mich Ihrer Fräulein Nichte bekannt zu machen?“ wendet er ſich mit höflicher Verbeugung an die Hausfrau.

„Sie kennen ſich noch nicht?! Iſt ja unglaublich!“

Und während die Frau Profeſſor die beiden Namen nennt, kichert ein naſeweiſes Backfiſchchen ſehr vernehmlich einem Leutnant zu: „So etwas!! Kennen ſich noch gar nicht und gießen ſich ſchon ihren Ring zuſammen!“

Ein Zornesblitz flammt aus Gabrieles Augen. Das Geſichtchen, welches ſie Fernberg zuwendet, iſt nichts weniger als liebenswürdig, und auch der junge Arzt ſieht merkwürdig kühl und reſerviert aus.

„Wo haben Sie Ihr Blei gegoſſen, gnädiges Fräulein?“ fragt er, um doch etwas zu ſagen.

„Drüben im Tanzſaal!“ antwortet ſie kurz.

Die Muſik ertönt.

„Bitte, den Bleiwalzer, meine Herrſchaften!“ ruft der Vortänzer lachend durch die Tür.

Alles flattert davon.

Gabriele hat keinen Herrn.

„Darf ich bitten?“ fragt Doktor Fernberg höflich.

Die junge Dame wirft ſich auf einen Divan und ſchleudert ihr Stück Blei recht oſtenſibel auf den naheſtehenden Blumentiſch zwiſchen die Blattpflanzen.

„Danke; ich tanze ſehr ungern.“

„Sie auch? — Dann ſind wir Leidensgenoſſen; mir iſt jeder Ball ein Greuel!“ verſichert er haſtig und nicht ſonderlich galant.

Ihr Blick zuckt etwas ironiſch auf. „Und doch ſind Sie hier?“

„Ein junger Arzt ſchuldet ſeinem Lehrer an der Univerſität Rückſichten. — Und Sie, Fräulein von Kärneck?“

Gabriele verſteht die Ironie, ihr Köpfchen ſchnellt zurück. „Ich ſchulde meinem Onkel Gehorſam!“

„Alſo abermals Leidensgenoſſen.“

Kurze Pauſe.

„Warum gibt man eigentlich Bälle auf der Welt?“ philoſophiert Fernberg mit einem Seufzer.

„Nun — damit ſich die, welche anders denken als wir, amüſieren können!“

„Amüſieren und — verloben!“

„Verloben? Lächerlich!“ Sie zuckt die ſchönen Schultern ſehr verächtlich.

Er tritt intereſſiert einen Schritt näher.

„Sie als junge Dame finden das Verloben lächerlich?“

„Mehr als das, ich finde es gräßlich!“

Wie reizend ſieht ihr Geſichtchen in dieſem herben Trotze aus!

Er ſitzt an ihrer Seite. „Gott ſei Dank, doch einmal eine vernünftige Anſicht!“ nickt er lebhaft. „Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich bin eigentlich kein Weiberfeind, aber ich haſſe die Geſelligkeit, weil ſie heutzutage wirklich einem jungen Mann den Geſchmack an den Damen verderben kann. Der Tanzſaal wird zum Heiratsbureau!“

„Alle Harmloſigkeit wird durch die ewige Eheſtifterei gemordet!“ ſtimmt ſie lebhaft zu.

„Wenn man ſich ohne Nebengedanken mit einem jungen Mädchen unterhält — — —“

„So heißt es, er macht ihr die Cour!“

„Und wenn eine junge Dame luſtig und heiter iſt —“

„Und vom Lande in die Stadt kommt, um ein paar Feſte zu beſuchen —“

„Gleich heißt es, ſie kokettiert —“

„Sie angelt nach einem Mann!“

„Das ſoll einem nun nicht die Freude an den Bällen verleiden!“

„O — ich heirate darum nie — nie!“ —

„Ich auch nicht, mein gnädiges Fräulein, nie!“

„Welch eine Freude iſt es doch, einmal ſolch eine gleichgeſtimmte Seele zu finden!“

Er ſieht ſie ganz entzückt an, und ſie lächelt ihm, völlig verändert, mit ſtrahlenden Augen zu.

„Wirklich eine Freude! Wenn man ſolch vernünftige Anſichten hört, kann man doch noch harmlos plaudern!“

Und ſie plauderten, immer eifriger, immer lebhafter. —

„Proſit Neujahr!! Proſit Neujahr!!!“

Da reichten ſie ſich lachend die Hände. „All' Glück und Heil! Proſit Neujahr!“ —

„Fernberg! Fräulein von Kärneck! In das neue Jahr hineintanzen, dann bringt's Glück!“ ruft Frau von Selchow ihnen im Vorbeigehen zu.

„Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein?“

„Gewiß, tanzen wir!“ — Und wie tanzen ſie! Ohne Aufhören, ſtrahlend — glückſelig, als ſei's im Leben zum erſten Male.

Und dann führte er ſie zum Plauderecken zurück, aber nicht für allzulange Zeit. — Zwiſchendurch umfaßt ſie ſein Arm — immer feſter — immer kühner — O dieſer Silveſterpunſch! — Sie wirbeln dahin im Tanz.

Wozu nur? — Sie heiraten ja beide nicht!

Endlich ſchlägt die Scheideſtunde. „Wie ſchade!“

ſagen beide. „Die letzte Hälfte des Balles war ſo nett!“ —

„Auf Wiederſehen!“ — Er ſchreitet mit glühendem Antlitz die Treppe hinab — der halbe Ring ſteckt in ſeiner Bruſttaſche; er brennt wie Feuer.

Spät in der Nacht huſcht etwas auf leiſen Sohlen an den Blumentiſch. Gabriele holt ihren halben Ring und verſchließt ihn mit einem kleinen Kotillonſtrauß in ihrem Schmuckkaſten. —

Sie ſahen ſich wieder — noch verſchiedentlich; dann reiſten die Schweſtern auf das Land zurück. Acht Tage darauf führte den Doktor Fernberg zufällig der Weg auf das Kärneckſche Gut — — und jetzt? — Jetzt ſind die beiden Teile des Silveſterringes längſt zuſammengeſchmolzen. Und die beiden Ehehaſſer? — Sie heiraten doch! —

Ihr erſter Ball.

Humoreske.

Ich kannte sie schon seit Jahren, — und wie ich jetzt auf das blonde Tituskköpfchen blickte, welches sich respektvoll küssend über meine Hand neigte (vor nicht allzulanger Zeit hatten wir uns noch auf dem Rasen ihres elterlichen Gartens herumgebalgt!), da mußte ich lächeln.

Rose war erwachsen, — sie wurde heute zum ersten Male auf einem wirklichen, wahrhaftigen Ball existenzberechtigter Menschen „losgelassen"!! —

„Kinder werden Leute, und Leute werden Bräute!" mußte ich unwillkürlich denken, als ich den „Saisonfrischling" des näheren betrachtete. Man hatte ehemals gestritten, ob die wilde, bubenhafte kleine Hummel wohl ein hübsches oder häßliches Mädchen, ein holdselig zartes Jungfräulein oder ein ausgelassener Unband mit Reitpeitsche und Sporen werden würde, ... es schien, als solle keins von beiden zutreffen.

Rose war ein frisches, lebhaftes Mädchen, nicht

hübſch und nicht häßlich, aber appetitlich wie ein rotwangiger Apfel, mit ſchalkhaft keckem, jedoch nicht burſchikoſem Weſen.

Die goldblonden Haare, welche ihr ehedem, kurz geſchoren, ein jungenhaftes Ausſehen gaben, ringelten ſich jetzt ſehr ſchick in kurzen Löckchen über der Stirn, ihre ungeſtümen Bewegungen hatten ſich in ungenierte Lebhaftigkeit verwandelt, welche eine gute Dreſſur in Formen gezwängt, deren Tadelloſigkeit anerkannt werden mußte. Auf jeden Fall mußte man erſt ein kleines Weilchen nachdenken, ehe man die wilde Roſe von früher in dieſem zierlichen Balldämchen im Tüllkleid und Vergißmeinnichtkranz wiedererkannte.

Ich dachte nach — und die kleine Remonte, welche vor meinen Augen ſo flott eingetanzt wurde, intereſſierte mich mehr wie alles andere im Saal.

„Noch ſehe ich dich vor mir ſtehen, in dem Kinderkleidchen!“ Ja, ich ſah Roſe im Geiſt wieder vor mir, als ſie ihren erſten, allererſten Ball beſuchte! Ein Kinderball. — Wir Backfiſchchen fanden es damals eigentlich empörend, daß „die Kleine“ auch mit eingeladen war, denn Roſe zählte erſt acht Jahre und gehörte mithin noch auf kein Feſt, welches ſogar Primaner und zwei Fähnriche mit ihrer hohen Anweſenheit beehrten.

Aber Roſe war die ſchon oftmals angetraute, viel geliebte, viel gehauene, viel zerkratzte, viel zu Pflaumen-, Stachelbeer- und Kirſchraubzügen ver-

leitete Braut des neunjährigen Sohnes des Hauſes, und dieſer Tatſache gegenüber verſtummte jede Oppoſition.

Als ich an jenem Abend den Salon vor dem Tanzzimmer betrat, ſtand juſt das kleine Pärchen im Türrahmen vor mir.

Hermännchen, der bildhübſche, dunkeläugige Prachtjunge, im weißen Matroſenanzug, und an ſeiner Seite das kräftig gedrungene Figürchen ſeiner Erwählten mit den geſchorenen Haaren, der frechen kleinen Stupsnaſe und dem weißen Röckchen, welches ſchon bei Beginn des Feſtes mit ſeiner Hinterpartie auf dem Bäuchelchen ſaß.

Zum Schluß des Abends hatte es wohl ſeine Rutſchpartie vollendet und ſaß wieder am richtigen Fleck, wie bei andern Mägdleins auch.

Ich kam juſt zu einer bräutlichen Szene recht. Hermännchen puffte ſeine Teure ohne jedwede Prüderie vor den Magen und ſagte: „Wenn du dich unterſtehſt, Kröte, und mit einem andern tanzeſt, ſchlag' ich dir das Kreuz ab!!“ —

Roſe fletſchte lachend ihr prachtvolles Gebiß, ihre kleine Fauſt zitterte ihm unter der Naſe — und dann verabſchiedete ſie ſich mit einer ſuperben Grimaſſe und jagte durch den Salon, daß ein Tee ſervierender Diener mit Schreckensſchrei und Taſſenklirren zur Seite taumelte. —

Aber die rauhe Schale barg doch einen gold-

getreuen Kern, — ich habe Rose den ganzen Abend nur in Hermännchens Armen gesehen.

Anfänglich tanzten sie manierlich, das heißt, sie hielten sich gegenseitig mit den Händen um die Taillen und sprangen wie junge Böcke in ausgelassener Freude zwischen den Großen durch. —

Von Zeit zu Zeit verschwanden sie, — dann entdeckte mein spähender Blick das glückliche Paar, wie sie mit gekreuzten Beinen auf der Gastgeberin kostbarstem Seidendamastsofa — fern von Madrid in kleinem Boudoir — saßen, zwischen sich eine Glasschale voll Creme oder Eis, voll behaglich grunzender Gier den süßen Inhalt schlingend und mit den Äuglein sich gegenseitig fixierend wie der Spitz die Fliege.

„Freßsack — du sollst nicht so schnell futtern!" schimpfte er, der Herrlichste von allen, „während ich kaum einen Löffel hinterschütte — hast du schon zwei!" — Sie funkelt ihn schweigend an. Patsch — ein Löffel voll Schlagsahne klatscht ihm vor den Mund — — Hermann haut mit dem seinen eine Antwort auf ihren Schädel, daß der Schaum über die blonden Haare und das Sofa spritzt, und dann nicken sie sich verständnisinnig und befriedigt zu und schmatzen weiter.

Bei den süßen Speisen aber bleibt es nicht. Gleich dem Raben Hans Huckebein wird auch ihnen der Likör bezw. die Bowle verhängnisvoll. Erst nippen sie, — dann kippen sie.

Und die Wirkung ist unverkennbar. — Die anfänglich doch noch etwas gemäßigten Bocksprünge ihres Tanzes werden furchtbar grotesk, sie arten schließlich in ein wüstes Jagen, Stürmen, Wirbeln, Zerren und Purzeln aus.

Zum Entsetzen der Großen ist das ganze Tanzzimmer unsicher geworden, man kann kaum wagen, eine stolze Fregatte auf wogenden Walzerfluten hinaus zu steuern, — unversehens kommen die heillosen kleinen Torpedos dahergezischt und richten Verwüstung und Unheil an.

Man war überzeugt, daß das hochlöbliche Brautpaar einen regelrechten Schwips habe, — ich aber wußte es besser.

Ich sah sie, wie die ärgsten Verschwörer, mit solch unheimlichen Gaunergesichtern an der Türe stehen, daß ich nicht umhin konnte, sie zu belauschen.

„Du, Rose, — jetzt paß mal auf — jetzt arbeiten wir wieder dem langen Sägebock da drüben in die Beine! — Wenn er lostanzt, fahren wir dazwischen! Die Dicke da ... in dem rosa Kleid ... die muß auch erst mal liegen ... je döller der Knäuel auf der Erde wird, desto besser!"

„Daß du mich aber nicht wieder so feste gegen Maxen anrennst, der hat Knochen wie die Heugabeln —"

„Olle Zimperliese du!"

„Oller Rüpel du!"

„Und nun los!"

„Feste druff!!“

„Die Dicke rennen wir von hinten gegen den Ofen —“

So ungefähr lautete das saubere Komplott.

Was hat denn ein Ball sonst für Wert, wenn nicht bei jedem Tanz ein Dutzend Spießer und Überläufer zur Strecke gebracht werden?

Glücklicherweise lauerte die Nemesis.

Beim nächsten Galopp hatte Fräulein Rose selber in der Grube gelegen, welche sie für andere gegraben.

Mit blutender Nase zog sie sich von dem Schlachtfelde zurück und war, für kurze Zeit wenigstens, kampfunfähig gemacht.

Sie war marode — aber noch lange nicht matt. Dieweil die besorgte Dame des Hauses und das gesamte weibliche Dienstpersonal mit kaltem Wasser, Essigschwamm und einem „kalten Hausschlüssel“ (welcher als gutes Sympathiemittel in den Nacken gelegt ward) um sie tätig war, räsonnierte sie wie ein kleiner Rohrspatz und behauptete: „Das infame dicke Frauenzimmer hatte sicherlich so viele Kartoffeln im Magen, daß ich so hart gefallen bin!“ Hermännchen stand, die Hände nonchalant in die Hosentaschen versenkt, neben der Dame seines Herzens und beobachtete voll kaltblütiger Spannung, wie lange sich dies unterbrochene Opferfest noch hinziehen werde.

Die einzige Bemerkung, welche ich ihn, mehr

anerkennend wie tadelnd, machen hörte, war der galante Vergleich: „Bluten tut sie wie ein Schwein!“ was Fräulein Braut nicht übelnahm, sondern nur prompt und stolz beantwortete: „Na ja, du dämlicher Bengel, glaubst du, ich wäre solch ein Krepierling, daß ich nicht einen Tropfen Blut in der Nase hätte?“ —

Man schien an solch zarte kleine Wortwechsel gewöhnt, denn außer einem etwas kräftiger gefüllten Essigschwamm, mit welchem ihr die künftige Schwiegermama das Schnäbelchen schloß, ereignete sich kein besonderer Zwischenfall.

Fräulein Rose erholte sich, schüttelte sich wie ein Pudel und strebte tatendurstig in den Tanzsaal zurück.

Es waren nicht lauter Blicke voll eitel Liebe und Freude, welche das der Welt und der Gesellschaft glücklich erhaltene Pärlein daselbst begrüßten.

Vielleicht war es ein rettender Einfall der „rosa Dicken“ oder ein dunkler Selbsterhaltungstrieb der langen Dünnen, welcher plötzlich die Frage veranlaßte: „Wo ist Roses goldenes Herzchen? Sie trug es vorhin noch um den Hals!“

Das goldene Herz! — Für gewöhnlich war die junge Braut ziemlich gleichgültig gegen ihren äußeren Menschen, aber das goldene Herz war ihr doch eine Art von Heiligtum, weil dasselbe etliche Kuchenkrümel von Sophies letzter Geburtstagsbrezel enthielt. Sophie war die Köchin des Hauses und erfreute sich Roses ungeteilter Sympathie,

weil sie die einzige war, welche nie eine Schandtat des Brautpaars zur Anzeige gebracht hatte. Dafür kaufte ihr Rose zum Geburtstag eine Brezel, welche sie vor Sophies Augen in Gemeinschaft mit Hermann dem Raben recht gerührt und herzlich selber aufaß.

Woher sie die zwanzig Pfennig für dieses „rückbezügliche" Geschenk genommen, blieb ewig ein Rätsel. Viele behaupteten, sie habe Sophie dieselben abgeborgt, andere wollten gehört haben, wie zwei seltsam ausstaffierte Kinder in der Dämmerung an der Ecke des gräflichen Hauses sehr dringend „Kienspäne" zum Verkauf angeboten hatten, und schworen darauf, das Mädchen sei Komtesse Rose gewesen.

Der wahre Sachverhalt ist nie erforscht worden. Entweder sind die Kienspäne von generösen Passanten gekauft und fürstlich bezahlt worden, oder Sophie hat voll beachtenswerten Edelmuts die Geburtstagsbrezel bezahlt, welche die Gratulanten höchstselber auf ihr Wohl verspeisten.

Genug, — die letzten Krümel des außerordentlichen Geschenks barg — zum ewigen Andenken — das goldene Herzchen, und nun hing die feine Kette zerrissen am Hals, und Rose starrte perplex erst an sich herab, dann um sich herum, als müßte das verlorene Herz, nach Auffassung großer Dichter, geradewegs in den offenen Himmel der heutigen Glückseligkeit hineinfliegen.

Aber es flog nicht. Es lag auch nirgends. Eine eifrige Jagd, ein Forſchen und Suchen hob an. Das Brautpaar verſchmähte es ſogar nicht, platt auf dem Bauche liegend unter die Eckſofas und jedweden Stuhl zu ſehen, — ein zeitweiſes Aufſchreien und Flüchten der Größeren belehrte mich, daß die kleinen Unholde ſelbſt in dieſem tragiſchen Moment noch Zeit fanden, allzu dienſteifrig näher Drängende recht gefühlvoll in die Beine zu kneifen.

Glücklicherweiſe leiſtete eine Tanzpauſe und Baiſertorte dem Suchen Vorſchub, als aber die Unbeteiligten energiſch auf ihrem Recht beſtanden und der Klavierſpieler mit tönender Fanfare eine Quadrille anzeigte, da ſtand Fräulein Roſe doch recht kleinlaut inmitten des Saales und ſchob bedenklich die Unterlippe vor.

Noch einmal drängten ſich Teilnahmsvolle um ſie her, durch ſtummes Anſtarren der zerriſſenen Kette ihr Beileid auszudrücken.

Da ereignete ſich etwas Außerordentliches. Hermännchen trat, wie von großer Idee erleuchtet, jählings auf die Erkorene zu, tauchte ſonder Prüderie und ſonder Erlaubnis ſeine kalte Rechte in Roſes Kleiderausſchnitt und wühlte und kratzte mit behendem Eifer bis auf ihren Magen hinunter.

Roſe war derart verblüfft, daß ſie Mund und Naſe aufriß, ſich bei dem plötzlichen „Froſch“ auf

dem Magen vor Schauder krümmte wie ein Wurm und entschieden im ersten Moment gar nicht den hohen Zweck der Sache ahnte.

Dann zuckte es blitzschnell über ihr Gesichtchen wie funkelnder Kampfesmut, und im nächsten Moment krallten sich ihre wetterfarbenen Fäustchen wie zwei Fledermäuse in die Haare des vermeintlichen Angreifers.

Gleichzeitig aber schrie Hermännchen triumphierend: „Läßt du mich los, du Giftpilz?! Hier ist es ja!“ — und wahrlich! Ich kann nicht behaupten, daß sich seine Hand sehr schwanenweiß hob, — aber sie hob sich und hielt etwas Glänzendes empor — das Herzlein, welches seiner Tänzerin zwar nicht in die Schuhe, wohl aber in den Kleiderausschnitt gerutscht war. —

Große, unbändige Heiterkeit!

Rose warf beschämt einen Flausch Haare aus den Händchen und umarmte den verkannten Retter in der Not voll leidenschaftlichen Entzückens.

Das war ein seltener lyrischer Moment, darum ward er auch tunlichst abgekürzt.

„Keine Quadrille! Wir wollen was Rundes!!“ befahl der Bräutigam als Held des Augenblicks, aber der Klavierspieler tat ihm nicht den Willen, denn er mußte sich nach seiner Tanzkarte richten. — Diese Pflichttreue kam ihm teuer zu stehen.

Die ungeheure Freude des Brautpaares wurde während des langen „viereckigen“ Tanzes in un-

natürlicher Weise eingedämmt, und wenn ich auch sah, wie das wiedergefundene Herz mit viel Bowle und Torte im Nebenzimmer gefeiert wurde, so sah ich doch auch, daß „man" sehr eifrig tuschelnd immer näher zusammenrückte, und solch ein Einvernehmen pflegte meist von Übel zu sein.

Der nächste Galopp bewies es.

Ahnungslos saß der Klavierspieler auf seinem Dreibeinchen, den langen, gebogenen Rücken dem Saal zugekehrt, die Frackschöße lang und wehmütig bis zur Erde niederhängen lassend, lang wie die hageren Arme und Finger, welche in schönen Trillern über die Tasten sausten, den „Storchschnabelgalopp" in aller Munterkeit zu exekutieren.

Hinter ihm wirbelte, sauste, schlurfte es; — wie eine Meeresbrandung wogte und jagte es entfesselt an ihm vorüber, und er spitzte voll liebenswürdigen Lächelns die Lippen, als wolle er Flöte blasen, und dachte daran, — daß die nächste Pause das Souper bedeute ...

Da — ein schrilles, alle Töne umfassendes Accelerando, die langen Arme fuchtelten durch die Luft, ein Schrei gleich einem Trompetenstoß, und dann tanzten die Paare ohne Musik, dieweil Jünger der Terpsichore wie ein wilder Knäuel von Armen, Menschen- und Stuhlbeinen, Frackschlippen und Schlangenlocken mitsamt seinem Sesselchen durch den Saal rollten.

Eine Panik des Schreckens, des Auseinander-

ſtiebens und Flüchtens, und dann dichtgezogene Kreiſe um den Unglücksfall.

Herr Leo Fahnenſchmidt befand ſich eine Sekunde lang auf allen Vieren, ehe er ſeine ſchlanke Geſtalt wieder auf der gewöhnlichen Exiſtenzbaſis aufzubauen vermochte.

Er ſtarrte blöde um ſich her, zuckte mit den Händen rückwärts, um ein paar beſonders hart bedrängte Stellen zu reiben, und unterließ es errötend, als ihm die Situation dämmerte.

Die Mähne zurückſchüttelnd, flüſterte er nur leiſe: „o! o ... ich begreife gar nicht ...“ und dann griff er höflich nach den Weingläſern, welche ihm zur Stärkung und Erholung von allen Seiten entgegengereicht wurden, und trank ſie gehorſamſt alleſamt nacheinander leer.

Hermännchen und Roſe ſtanden innig umſchlungen vor ihm und funkelten ihn mit den frechen Spatzenäuglein triumphierend an.

„Warum ſin' Se denn ſo rieſig vergnügt, Herr Fahnenſchmidt?“ grunzte der Bräutigam, „daß Se ſich gleich durchs ganze Etabliſſement rollen?“ — O ſchnöder Verrat! Niemand ahnte wohl die Wahrheit, nur ich hatte es beobachtet, welch ein eleganter Fußtritt das zierliche Stühlchen des ſchwer Geprüften zu Fall gebracht.

Gottlob, das Souper ſenkte ſeine Friedenspalmen über dieſes Schlachtfeld und brachte mir das pechrabenſchwarze Sünderpaar für etliche Zeit

aus den Augen. Ich hörte nur später, daß sich die Diener voll berechtigten Mißtrauens geweigert hätten, die Passage hinter den kleinen Herrschaften zu benutzen.

Nach Tisch sah Fräulein Rose ebenso wie ihr Verlobter seltsam „üppig“ aus, ein Rätsel, dessen Lösung ich schließlich darin fand, daß man den Kleiderausschnitt nach den „Herzenserfahrungen“ jetzt regelrecht als Tasche benutzte. Kein Wunder, wenn bei dem nachfolgenden Tischwalzer Schalmandeln, Traubenrosinen und Bonbons auf ganz unerklärliche Weise durch die Luft schwirrten.

Man hatte gehofft, das kleine Paar werde den strengen Gesetzen des Gottes Morpheus unterliegen und vor dem Kotillon verschwinden.

Man täuschte sich.

Die Stimmung erreichte auch bei ihnen erst nach den Tafelfreuden den Siedepunkt.

Als eine Tour getanzt wurde, in welcher Knallbonbons die Kopfbedeckung lieferten, tobte auch das Brautpaar voll wilden Entzückens an mir vorüber. Er mit einer roten, sie mit einer spitzen blauen Harlekinmütze auf dem Kopf. Da geschah's, daß der Luftzug die blaue von Roses Köpfchen entführte.

Der Moment war kritisch.

Hermännchen hielt die Hände seiner Tänzerin umklammert, als wären sie angepecht, sie frei zu

bekommen war Unmöglichkeit, und die leichte Papiermütze flog im Winde.

Da schnappte und biß Fräulein Rose, im Tanze weiterjagend, durch die Luft, wie ein Spitz die Mücken fängt, oder wie ein Fliegenschnäpper, welcher eine Beute verfolgt.

Das schneeweiße kleine Gebiß leuchtete, — die Äuglein über der frechen Stupsnase glimmerten — und richtig, noch ein paar hitzige Bisse in die Luft — und die blaue Papiermütze war gefangen!

Rechts und links starrte sie vom Munde ab, wie zwei Schwimmblasen, — das minnigliche Bräutchen aber jagte mit der Beute weiter, atemlos, glühend, auf dem Gipfel des Glückes, welchen ein erster Ball, selbst für die Knöpfstiefel einer Achtjährigen, emportürmt.

Auf die Sträußchen schien man weniger Wert zu legen, aber Hermanns Schwester, der reizendste kleine Backfisch, welchem zu Ehren das Tanzfest stattfand, blickte einen Augenblick sprachlos auf das Kissen mit den Orden.

„Was ist denn das? Da fehlt ja ein Drittel der Dekorationen?“ stieß sie entsetzt hervor, und die Mama nickte nur ein wenig ärgerlich: „Gewiß haben Männe und Rose bereits geplündert!“

Backfischchen hatte nicht übel Lust, die Räuber zur Hergabe der entwendeten Herrlichkeiten zu zwingen, aber seltsamerweise war das teure Paar nirgends zu entdecken.

Es entwickelte eine fieberhafte Eile Trepp auf, Trepp ab. Da sie dabei keinen genierten und alle Augen dem Kotillon folgten, bemerkte niemand, wie „ausgestopft" die Herrschaften jedesmal aussahen, wenn's Trepp ab ging. Später hörte ich die Dame des Hauses ganz entrüstet den Diener fragen: „Aber um Gottes Willen, Heinrich, die sämtlichen Kuchenschüsseln sind ja leer! Und die halbe Torte . . .!" Einem On dit zufolge entdeckte man das Verschwundene anderentags in einer wohlverwahrten Kiste im Karnickelstall — —.

Daß man zum Schluß des Festes auf dem Grunde einer Schüssel voll Schlagsahne den von blauen Glasperlen geschnürten Verlobungsring des Fräulein Rose fand, war allen unerklärlich, und ich war verschwiegen genug, es nicht auszuplaudern, daß junge Menschenkinder manchmal in Ermanglung eines Löffels mit einer fünfzinkigen Gabel aus Fleisch und Blut in die Tiefen der Sahnenschüssel fahren!

Alles in allem konnte die Hausfrau immer noch von Glück sagen, daß es bei solch kleinen Intermezzos blieb, ein bedenkliches Klirren und Rasseln habe ich nicht vernommen, und wie leicht hätte man doch mit diesem ersten Ball zugleich ein wenig Polterabend feiern können!

Der erste Ball — — Long ago!

Ich bin seit der Zeit eine würdige Hausfrau, Fräulein Rose ist eine erwachsene Dame geworden.

Wirklich ſchon ſo ganz und gar erwachſen? Mit den Erinnerungen an jenen „Knoſpenball“ erwachte die unwiderſtehliche Luſt in mir, die „große Roſe“ heute ebenſo zu beobachten wie ehemals die wilde kleine Hummel im Flügelkleide. Ich vergaß über all dem Schauen, mich ſelber zu amüſieren, und doch ſah ich ſo gar nichts Abſonderliches, ſo gar nichts, was an die Roſe von ehedem erinnerte!

Waren all die vielen, großen und kleinen Stacheln wirklich ſchon ſo ganz abgeſchliffen? Verlor ſie heute kein Herzchen? — Ein ſichtbares nicht, aber ... jener kleine Leutnant da, der jüngſte, allerjüngſte des Regiments — (man erzählt ſich, er habe erſt im vergangenen Jahre den letzten Milchzahn gewechſelt, — abſcheulich!), der fing mir mit der Länge des Abends an, doch ein wenig bedenklich zu werden.

Anfangs hielt ich ihn für total ungefährlich. Ich hatte ſeine erſte Unterhaltung mit Roſe gehört.

„Finden gnädiges Fräulein nicht, daß es heute abend rieſig hell hier im Saale iſt?“

„Rieſig! — kommt von den vielen Lichtern.“ —

Kurze Pauſe ... „Hm .. Lichte ... Beziehen gnädiges Fräulein ... oder Frau Mama ... die Lichte vielleicht aus dem Drogengeſchäft von Bermer?“

„Nein, die drippen!“

„Sehr richtig, das habe ich auch ſchon entdeckt.“

Abermals eine Pauſe. Das Regimentsbaby ſtreicht die Stelle unter der Naſe, wo fraglos noch ein Schnurrbart wachſen wird, und blickt ſich hilfeſuchend um. Er ſieht den Diener mit dem Teegebäck. — Rettender Gedanke!

„Gnädiges Fräulein eſſen gewiß auch gern Süßigkeiten?“

„Und ob, für mein Leben gern!“

Da neigt er ſich tiefer ... ſeine Augen blitzen auf, die Lippen zittern wie in verhaltener Leidenſchaft — mein Himmel, er wird doch nicht an dieſe Süßigkeiten anknüpfend ihr ſagen, daß ſie ſelber ſüß ſei?

Ich lauſchte atemlos. Er wird etwas Außerordentliches ſagen! Und er ſagt: „Mögen Sie die Berliner Pfannkuchen lieber gefüllt — oder ungefüllt? Ich ſage Ihnen, Komteſſe — ſo ein gefüllter ... gut, mit Marmelade gefüllter Pfannkuchen — —“

Ich atmete beruhigt auf und ging weiter.

Aber jetzt? — Er hat oft, ſehr oft mit ihr getanzt, und ... ſeltſam, ich finde, er gleicht Hermännchen, dem geliebten, ſicher noch nicht ganz vergeſſenen Ex-Bräutigam. Auch den Kotillon tanzen ſie zuſammen. Ich bitte meinen Herrn, hinter den Stühlen dieſer beiden Jüngſten mit mir Platz zu nehmen. Nichts, gar nichts Bemerkenswertes.

Man kann ſchlecht beobachten, es wird zu flott getanzt. —

Jetzt! Blumen und Orden kommen!

Was tuſcheln die beiden plötzlich, tuſcheln und lachen? In dieſem Augenblick ſieht Roſe wieder ganz wie damals aus. —

Sie greift nach dem Kiſſen mit Schleifen — ein genialer Ramſch — er ſtürmt nach einem Strauß fort. — —

Am Schluß des Balles iſt man männiglich erſtaunt, daß der jüngſte Leutnant die meiſten Schleifen erhalten, ſeine Bruſt iſt wahrhaft gepanzert — und Roſe? Himmel, wieviel Blumen hat denn das Kind eigentlich??

Ich wußte es.

Alle Sträuße, die er — ehrlich oder kühn — erwiſchen konnte, legte er in ihre Hand, — und alle Schleifen, welche ſie „raufte", heftete ſie ihm auf die Bruſt! —

O Roſe, Roſe! Auch dieſes war — ein erſter Ball!

„Mädel ruck, ruck, ruck —!“

Alle Welt war entzückt von ihr, und mit Recht. Man konnte keine graziösere, anmutigere Erscheinung auf der Bühne sehen als sie, keine eleganteren Toiletten bewundern als die ihren, keinen pikanteren Wohllaut hören als den ihrer Stimme, mit dem scharfen „r“ und dem sehr merklich gebrochenen Deutsch. Sie war Französin.

Schon dieser Umstand machte sie in dem kleinen Residenzstädtchen interessant. Denn der Deutsche hat nun einmal eine Schwäche für alles Ausländische und ganz besonders, wenn dasselbe mit solch einem Paar sprühender, glühender Schwarzaugen ins Publikum blickt, wie es hier der Fall war.

Sie hieß Mademoiselle Garceau, machte eine Tournee durch Deutschland und hatte bisher ungeheure Triumphe in Bordeaux, Paris und Lille gefeiert — so sagten wenigstens die überschwänglichen Berichte in den beiden kleinen Tageblättern des Städtchens, welche einander feindlich gegenüber-

ſtanden und darum ſtets verſchiedener Anſicht über die Vergangenheit von Mademoiſelle Blanche waren.

Der Impreſario tat nichts, um die märchenhaften Berichte über Perſönlichkeit, Familie und Vorleben ſeiner ſchönen Künſtlerin zu berichtigen; er rieb ſich beim Anblick der ausverkauften Häuſer ſchmunzelnd die Hände und war derſelben Meinung mit dem Intendanten, daß noch nie ein Stern ſo hell an dem Himmel hieſiger Kunſt geſtrahlt hatte wie Mademoiſelle Garceau. Die Herrenwelt von X. war enthuſiasmiert, und es nahm kaum wunder, daß der ſteinreiche, alte Rentier M., welcher ſonſt nie das Theater betreten, ſeit Mlle. Garceaus Erſcheinen Stammgaſt in dem fürſtlichen Muſentempel geworden war.

Er gebärdete ſich wie von Sinnen vor Entzücken, klatſchte die Handſchuhe entzwei und ſtand Viertelſtunden lang auf ſeinen von Podagra gequälten Füßen, nur um die reizende Blanche beſſer noch mit den Augen verſchlingen zu können.

Ja, es ging ſo weit, daß er — von welchem glaubwürdige Zeugen erzählten, ſein Geiz veranlaſſe, daß er, um die Koſten eines Hofhundes zu ſparen und dennoch etwaige Einbrecher zu ſchrecken, ſelber des Nachts um ſein Haus liefe, um ſehr täuſchend und laut wie ein Hund zu bellen —, daß er allabendlich die herrlichſten Blumenſträuße kaufte, um ſie der Angebeteten werfen zu laſſen.

Etliche Hyperphantaſten wollten ſogar in Erfahrung gebracht haben, daß eine Roſe des letzten Straußes ſehr koſtbar funkelnden Tau im Kelch getragen, Tau, welcher anderntags als Broſche an dem Buſen der berauſchendſten „Adrienne Lecouvreur“ blitzte.

Die jungen Kavaliere des Städtchens waren nicht eiferſüchtig auf den alten M. mit den rotumränderten Augen und der Naſe, welche allzu indiskret ihren intimen Verkehr mit der Schnupftabaksdoſe verriet.

Verlieben konnte ſich Mlle. Blanche nicht in ihn. Nein, die flotten, lebensluſtigen Herren des Städtchens beobachteten voll ironiſchen Vergnügens, wie der alte, graue Falter immer näher und geblendeter um das Licht flog, jeden Augenblick Gefahr laufend, rettungslos in das brennende Schickſal hinein zu taumeln. —

Nur einer lehnte, ſo oft der Name der kleinen Franzöſin auf dem Theaterzettel ſtand, mit gekreuzten Armen und ſchwer atmender Bruſt und verwandte keinen Blick von der bezaubernden Fee auf den Brettern! —

Karl Weſtland war bis über die Ohren in die reizende Mlle. Blanche verliebt, und dieſe Liebe beſtand nicht nur aus Flimmer und Katzengold, ſondern aus lauterem, echtem Metall, welches Gott Amor zu feſten, ehelichen Trauringen verarbeitet.

Er war Sänger, mit nicht allzu glänzendem, aber auskömmlichem Honorar an der fürſtlichen

Oper engagiert, und er hatte die beſten und reellſten Abſichten — was das Heiraten anbelangte.

Er war mit Mlle. Blanche auf eigentümliche Weiſe in nähere Berührung gekommen.

Um die Vielbeſprochene baldmöglichſt kennen zu lernen, ſtand er während ihrer erſten Probe hinter den Kuliſſen, nachdenklich an eine bemalte Leinewand gelehnt und voll ſeltſamer Erregung jenes Blickes gedenkend, welchen ihm die reizende Kollegin bei der ſoeben ſtattgehabten Präſentation zugeworfen hatte. Und Mlle. Blanche dachte ihrerſeits auch mehr, als es ſonſt der Fall war, an den bildhübſchen, blondlockigen Tenor, welcher die märchenhafteſten blauen Augen hatte, denen ſie je im Leben begegnet war. Ein Sonnenſtrahl hatte dieſelben juſt getroffen, als ſie ihm die Hand reichte, und ſie ſtaunte die herrliche Farbe an — zwar ſehr germaniſch, aber wunderbar ſchön! Und weil Mlle. Blanche juſt wieder an die blauen Augen dachte, war ſie zerſtreut und verwechſelte die Ausgänge, durch welche ſie ſich zu entfernen hatte.

Kraftvoll reißt ſie die ſchön gemalte Tür auf und fährt mit einem Schrei des Entſetzens zurück, denn unſanft taumelt ihr der ſchöne Tenor, welcher juſt ſeinen Rücken an dieſelbe gelehnt, entgegen, heftig an ſeine Kollegin anprallend und ſie im erſten Schreck als einzigen Anhaltepunkt mit beiden Armen umklammernd.

Ein homeriſches Gelächter ringsum, Karl Weſt-

land und Blanche Garceau aber ſehen ſich tödlich erſchrocken abermals in die Augen, und dann werden beide rot, wie von der roteſten Schminke übermalt!

„Pardon, Mademoiſelle!“ ſtieß er hervor —

„O — Pardon —!“ wiederholte ſie, und es koſtete ihn namenloſe Überwindung, ihr zierliches Figürchen wieder aus dem Arm zu laſſen. Dann lachten ſie beide mit und redeten in ihrer Verlegenheit und ihrem Amüſement lebhaft aufeinander ein.

Das war die erſte Begegnung, welcher noch viele andere, geſuchte und ungeſuchte folgten. Karl Weſtland hatte noch nie ſo ſchön geſungen wie jetzt, berauſcht von dem ſeligen Bewußtſein, daß Blanche jedesmal in der Schauſpielerloge ſaß und ihm mit den weißen Händchen ſehr lebhaft und graziös zuwinkte, wenn er geſungen.

Trat ſie nach Schluß ihrer Proben aus dem Theater, ſo ſtand der junge Tenor mit ſtrahlenden Augen bereit, ſie zu begrüßen und nach Hauſe zu begleiten, und kehrte er aus ſeinen Proben zurück, ſo fügte es ein ſeltſamer Zufall, daß Mlle. Blanche juſt da ſpazieren ging, wo auch er ſeine Pfade wandelte. Ein paar Tage ging das vortrefflich, dann fiel dem jungen Tenor das bitterernſte, ſehr verweiſende Geſicht des Impreſarios auf, welcher plötzlich zum Schatten ſeiner Pflegebefohlenen geworden zu ſein ſchien.

Auch begegnete er der kleinen Franzöſin nicht mehr auf der Straße, und als ſie abends in der

Loge ſaß, blickte ſie mit ſehr ſchmerzlich-wehmütigem Ausdruck in dem ſonſt ſo lachenden Geſichtchen zu ihm nieder. Er war außer ſich. Welch ein Schatten drängte ſich zwiſchen ſie? Derjenige des alten M. oder der des Impreſario, der ſeine Einnahmen gefährdet ſah?

Kaum konnte er die nächſte Probe erwarten, die Geliebte um die auffällige Wandlung zu befragen.

Er ſah, daß ihre Augen zärtlich aufleuchteten, als ſie ihn erblickte, auch drückte ſie ihm ſehr warm und bedeutungsvoll die Hand, dann aber begann ſie voll ängſtlicher Haſt ein ſehr gleichgültiges Geſpräch, denn der Impreſario war neben ſie getreten und muſterte den jungen Sänger faſt feindſelig, mit gekreuzten Armen und zuſammengepreßten Lippen.

Und dieſelbe Szene wiederholte ſich, ſo oft er es verſuchte, ſich der Angebeteten ſeines Herzens zu nähern.

Dieſe Qual ertrug er nicht länger.

Er ſetzte ſich hin und ſchrieb an ſie — voll leidenſchaftlicher Glut und Innigkeit — eine himmelſtürmende Liebeserklärung nebſt regelrechtem Heiratsantrag.

Die darauffolgende Nacht ſchlief er nicht.

Zwar hatte ſie abends, als entzückendſte Georgette, ihm fraglos die glückſeligſten Blicke zugeworfen, ja

manche zärtlichen Worte allein zu ihm hinauf gesprochen, aber der alte M. spendete just an diesem Abend einen besonders schönen Strauß, und — Entsetzen! — der Impresario stand in intimstem Gespräch während der ganzen Zwischenpause neben ihm!

Der folgende Morgen erlöste Karl aus seinem Hangen und Bangen. Ein zierliches, duftendes Briefchen wurde ihm gebracht, des Inhalts: „Ich erwarte dich morgen um 3 Uhr an der Rolandseiche im Stadtpark." —

Durch den herbstlich leuchtenden Park eilte er zur bestimmten Stunde dem beseligenden Stelldichein zu.

Nach kurzem Hin- und Herwandern unter den blätterstreuenden Bäumen hörte er einen Wagen rollen, und nach wenig Augenblicken hielt er die herrlichste Maid voll ungestümer Glückseligkeit umfangen.

Welch ein Liebesfrühling unter den welkenden Baumkronen.

Ja, sie liebte ihn! Und sie gestand es ihm mit der ganzen, sprühenden Lebhaftigkeit ihres Temperamentes. Sie wollte ihn auch heiraten, ganz gewiß, nur ihn allein — aber erst dann, wenn die Zeit dazu gekommen.

„Und wann kommt diese Zeit?" flehte er voll bebender Ungeduld.

Da erklärte ſie ihm alles — ihren ganzen Roman. Sie war Waiſe — der Impreſario ihr Vormund. Was er an Geld für ihre Erziehung und Ausbildung verausgabt hatte, verlangte er mit reichen Zinſen zurück.

Sein Plan war es, eine Tournee durch Deutſchland zu machen, um den deutſchen Michel bei ſeiner ſchwachen Seite zu packen und die „Ausländerin“ auf ſeinen Schild zu heben. Was in Paris leicht überſehen wird, feiert wohl in Deutſchland Triumphe. — Er hatte ſich nicht verrechnet, die Kleinſtädter und Provinzler machten ihrem Renommee noch alle Ehre. Die Erfolge berauſchten den geldgierigen Mann. Der Enthuſiasmus der ledigen Herrenwelt war der goldene Boden ihres Ruhms und ihrer Triumphe. Eine verlobte Schauſpielerin iſt eine Königin ohne Land. Entweder ſollte ſie ſehr, ſehr reich heiraten oder gar nicht. Einen jungen Tenor vor aller Welt lieben oder begünſtigen, grenzte in ſeinen Augen an Wahnſinn, es war der Stein, an welchem die Räder ihres Siegeswagens brechen würden, das Ende ihrer Karriere. Und darum band er ihr Herz und Hände. Blanche fürchtete die Szenen, welche der Vormund infolge ſeiner Geldgier ihr machte.

„Schrecklich! Entſetzlich! Was ſollen wir denn da beginnen?“ brauſt er auf und drückt ſie an ſich, als müſſe er ſie gegen eine Welt verteidigen.

„In einem halben Jahr bin ich mündig und

ſeiner Willkür und Tyrannei entronnen", flüſtert ſie mit blitzenden Augen. „Dann werde ich dein! Aber bis dahin gelobe mir tiefſtes Schweigen gegen jedermann! Wir werden uns ſchreiben — ſehen und ſprechen werden wir uns nicht mehr —"

„Blanche!"

„Willſt du nicht alles verderben, ſo tue, was ich verlange! Vor der Welt kennen wir uns nicht mehr, in Onkels Augen iſt alles zwiſchen uns aus! Verſtanden! Unſer ſüßes Geheimnis darf keine Seele ahnen, das verlange ich von dir als Beweis deiner treuen, wahren Liebe!"

Er ſchwört es ihr.

In dem Theaterſaal findet anderntags ein Wohltätigkeitskonzert ſtatt. Auch Weſtland ſingt. Kopf an Kopf ſitzt das Publikum; ſeitlich, auf erhöhtem Wandpolſter, diesmal auch Blanche Garceau.

Und Karl ſingt — die Augen mit brennendem Blick auf die Geliebte gerichtet.

„Mädel ruck, ruck, ruck — an meine grüne Seite!" —

Plötzlich ein leiſer, halb erdrückter Aufſchrei des Zorns — Mlle. Garceau ſpringt bebend vor Empörung auf und verläßt voll rückſichtsloſer Erregtheit den Saal. —

Allgemeines Staunen, Flüſtern hin und her.

Karl Weſtland ſtürmt wie ein Raſender aus der Garderobe, bleich wie der Tod — ſeiner ſelbſt nicht

mehr mächtig — direkt nach dem Hotel, wo die Geliebte wohnt. Was war geſchehen? Warum verließ ſie ſo auffällig und ſo ſehr erregt den Saal?

Die Pulſe des jungen Mannes fliegen, wie Schatten flirrt es vor ſeinen Augen. Wie er ſeine Lieder zu Ende geſungen, weiß er ſelber nicht!

Ohne ſich melden zu laſſen, ſtürzt er nach ihrer Tür, klopft kurz an und tritt ein.

Blanche erhebt das Köpfchen von dem Sofapolſter, auf welchem ſie ſchluchzend liegt. Bei ſeinem Anblick ſpringt ſie empor; ihre Augen flammen, die kleinen Hände beben. „Verlaſſen Sie mich! Wie wagen Sie es noch, mir unter die Augen zu treten!“ ruft ſie zitternd vor Aufregung.

„Blanche! — Geliebte — was iſt denn geſchehen? Was erregt dich ſo?“

„Was mir geſchehen? O das Schändlichſte, das Entſetzlichſte! Nennen Sie das Erfüllung Ihres Schwures, unſer zärtliches Geheimnis treu zu wahren? Und ſoll das die gelobte deutſche Treue ſein — ſolch' eine brutale, rückſichtsloſe Indiskretion?“

Mit der ganzen Lebhaftigkeit franzöſiſchen Temperaments ſprudelt es von ihren Lippen, dann verſtummt ſie jählings und ſtarrt verwundert in ſein Geſicht. Nein — ſo ſieht ein böſes Gewiſſen und das Schuldbewußtſein eigentlich nicht aus. —

„Blanche —“ er greift ſich wie ein Träumender an die Stirn — „bin ich bei Sinnen oder nicht?!

Was ſoll dies alles? Was faſelſt du von Indiskretion, von Treuloſigkeit? Ich verſtehe nicht —"

Sie weint wieder und preßt das Spitzentuch vor das Antlitz.

„Wie kannſt du dich ſo verſtellen — ach, waren deine Worte nicht deutlich genug?!

„Meine Worte? —"

„Nun ja — das Lied: Mädel ruck, ruck, ruck — Ja, ſo fing es wohl an!"

„Und was iſt's mit dem Lied?"

„Ah, du fragſt noch? Welch eine empörende Keckheit, unſere Liebe in alle Welt hinaus zu poſaunen, den Leuten direkt zu ſagen, daß du mich liebſt?!"

„Dich? — Wer kann denn beweiſen, daß du mit dem Lied gemeint warſt?" ſtottert er.

Da ſtampfte ſie ungeduldig, zornig den Boden

„Lächerlich! Du nannteſt ja meinen Namen!"

„Deinen Namen?" Er taumelt zurück.

„Gewiß: I hab die Garceau gern — i mag di leide! — Haſt du das nicht geſungen? Du Wortbrüchiger — du — —"

Sie ſchweigt erſchreckt. Ein ſchallendes, unbändiges Gelächter tönt ihr entgegen. Karl Weſtland wirft ſich in einen Seſſel und ſcheint erſticken zu wollen —

„I hab di gar ſo gern —
I mag di leide!!"

wiederholt er keuchend, atemlos vor Lachen, und dann ſpringt er auf, ſchlingt die Arme um die Geliebte und hebt ſie jubelnd empor.

Als zwei Minuten vergangen ſind, lacht auch Mlle. Blanche, daß Tränen in ihren ſchönen Augen glänzen. „O dieſe deutſche Sprache! Schreib mir die Worte auf, mon ami: I hab di gar ſo gern — Ach ja, das iſt etwas anderes!“

In ihrem Entzücken haben ſie beide nicht bemerkt, daß Herr Rentier M. und der Impreſario in der Tür des Nebenzimmers geſtanden. Herr M. geht dröhnenden Schrittes wütend davon, der Onkel aber bereitet dem ſüßen Koſen ein Ende voll Schrecken!

Herr M. war indiskret. Er erzählte voll Wut die Geſchichte am ſelben Abend in der Kneipe und war ſtarr, einen Sturm der Heiterkeit dadurch zu entfachen. Wie ein Lauffeuer ging die amüſante kleine Geſchichte und der Liebesroman der Diva durch die Stadt. Man nahm Partei; das Publikum wollte ſeine Lieblinge Weſtland und Garceau glücklich ſehen, es griff handelnd in die Angelegenheit ein. Auch die Fürſtin erfuhr von dem Scherz und intereſſierte ſich lebhaft für das junge Paar, und wie man munkelte, ſoll dieſes Intereſſe das Glück der jungen Leute begründet haben. Die Verlobung ſtand wenige Tage darnach in der Zeitung, und der Onkel Impreſario lächelte etwas ſauerſüß zu den Glückwünſchen, welche auch ihm dargebracht

wurden. Abends aber erhielt die Braut ein Ständchen. Der Opernchor ſang unter jubelnder Beteiligung der Menge das alte Liedchen mit dem neuen Schreibfehler:

„I hab di Garceau gern,
I mag ſie leide!! —“

Ihr Glück!

Novellette.

Frühlingsblüten und Lenzesduft! Sonnenglanz und jubelnde Vöglein am blauen Himmel und überall, wohin der trunkene Blick schweift lachende Menschen und bunte Farbenpracht, Festtage der Liebe und Wonne, Maienzeit! Alle Fenster sind weit geöffnet, auch das kleine im Untergeschoß drunten, auf dessen Bord ein paar kümmerliche Blumenstöcke stehen, die sich in der feuchtkalten Kellerluft trotz aller Pflege nicht zur Blüte entfalten konnten. Kein Sonnenstrahl hat sie in der engen Gasse, mit den himmelhohen Häusern rechts und links, getroffen, kein warmer Maienodem konnte sie liebevoll umfächeln, es wehte immer modrig, immer dunstgeschwängert um die grauen Mauern, und ohne Licht und Wärme kann kein Blümlein gedeihen, weder die armseligen kleinen Goldlackstauden, noch das verkrüppelte Menschenpflänzchen, das still und friedlich in dem schwarzen Sarg dort schlummert.

Auf zwei Schemeln ſteht er, und zu Häupten brennt das letzte Stümpflein Talglicht, das die mitleidige Nachbarin auf der Kommode der Verſtorbenen entdeckt und zur letzten Ehre des armen Mädchens angeſteckt hat. Der Docht qualmt mit trübem, rötlichem Schein und wirft unſicheres Licht über die, die ſo kalt und regungslos vor ihm liegt. Ein geflicktes Bettlaken iſt flüchtig über das Stroh geworfen, und auf ihm in dem engen Sarg liegt ein welkes, müdes, häßliches Geſicht, häßlich ſelbſt jetzt noch, wo ein ſo unendlich friedliches Lächeln um den eingefallenen Mund ſpielt, wo die ſträhnigen Haare gelöſt um die Wangen liegen und die Augenlider den ſchielenden Blick verhüllen.

Das Totenhemd verhüllt den verkrüppelten Körper, — man ſieht den hohen Rücken nicht mehr, — oder iſt der ſelige Märchenglaube wahr geworden? Hat ſich der häßliche Höcker gelöſt, um ein paar ſilberne Engelsſchwingen zu entfalten? . . .

Wie ſtill ringsum! Die Tür iſt verſchloſſen, die hohen Körbe voll Äpfel ſtehen längs der Wand, ein wackliger Tiſch, ein leeres Bett — ach, es iſt ſo wenig, was die Rieke hinterläßt. Bald wird der Totenwagen heranrumpeln und ſie abholen, und Rieke wird es ſo wohl auf dem Kirchhof ſein, — ach ſo wohl, wie ſie es ſonſt im Leben nicht gekannt, — Blumen werden rings um ſie her blühen und duften, und die Vögel werden ſie mit ſüßen Liedern in den Schlaf ſingen . . . Arme Rieke, —

welch ein seliger Tausch ist das Sterben gegen dein Leben!

Verlassen — ausgestoßen und verwaist an Glück und Liebe, so lange, wie sie ihren elenden Körper durch die Jahre dahingeschleppt! Jeder kannte sie in dem Stadtviertel, jeder kaufte wohl aus Mitleid dem buckligen Kinde die Äpfel ab, die es stumm, oft mit gefrorenen Händen, den Vorübergehenden darbot. Früher, solange sie noch jünger war, trug sie ihre Früchte auf die Straße und handelte an den Ecken damit, — später, als sie immer bessere Geschäfte machte, konnte sie sogar das dunkle Kellerstübchen mieten und sich den Laden einrichten. — Ach, wie soll ich es nur dem lieben Gott danken, daß er mir so viel Glück gegeben hat! flüsterte sie oft mit verklärtem Blick. Und wenn sie gar in ihrer letzten Lebenszeit nach Feierabend an dem hölzernen Tisch saß, aus seiner Schublade das Gesangbuch nahm, es sorgsam aufschlug und mit zitternden Fingern den getrockneten kleinen Veilchenstrauß an die Lippen drückte, — dann irrte der Blick ihrer armen, schielenden Augen zu dem kleinen Christusbild an der Wand, und Träne auf Träne rann hernieder, — aber keine Träne des Schmerzes, nein, der reinsten, seligsten Wonne!

Die Straßenjungen verhöhnten und verspotteten das mißgestaltete Mädchen. „Äppelstrulch! — Äppelstrulch!“ schrien sie ihr nach. Anfänglich hatte Rieke mit bitterbösen Worten geantwortet, dann ließ

sie die Schreier gewähren und ging still ihres Wegs.

Aber bald hieß sie bei allen Leuten der Appelstrulch! Ein besonders gutes Geschäft machte sie an der Tür des nahegelegenen Gymnasiums. Zur Frühstückszeit stellte sie sich mit ihrem Apfelkorb, den sie an einem Tragriemen wie ein flaches Tischchen vor sich trug, an der Treppe auf, und die Knaben, die zur Freiviertelstunde auf den Platz herabstürmten, griffen gar zu gern in die Tasche, sich für einen Dreier von den lockenden Früchten zu erhandeln. Anfänglich hatte man das blasse Mädchen mit groben Worten von der Tür zurückweisen wollen; da trat ein junger Lehrer auf die Treppe, nach der Ursache des Skandals zu forschen. Und wie seine blauen, freundlichen Augen das mißgestaltete Mädchen trafen, da zuckte es wie tiefes Mitleid um seine Lippen. Mit schnellem Schritt stand er an ihrer Seite und wehrte die rohen, gewalttätigen Knaben ab.

„Aber Herr Doktor! Der Appelstrulch verschimpfiert uns ja die ganze Fassade, wenn er hier Posto faßt!"

„Glaubt ihr, solch wüste, unritterliche, gemeine Szene verschönere sie? Pfui über jeden Jungen, der sich an einem wehrlosen, kranken Mädchen vergreift!"

Und er zog sein Portemonnaie und sagte

freundlich: „Gib mir für einen Groschen Äpfel, Friederike!“

Die kleine Bucklige hatte sich, schimpfend und kraftvoll um sich puffend, gegen die Knaben gewehrt, jetzt stand sie mit tiefgesenktem Kopf, blutrot im Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen, und wühlte mit zitternden Händen in den Äpfeln.

„So!“ rief der Doktor; „und nun will ich diese Äpfel an diejenigen von euch verschenken, die mir versprechen, der armen Friederike nie wieder den Platz hier streitig zu machen!“

Ein jubelndes Hallo, ein buntes Durcheinander, Zustimmung und Versprechen! Rieke aber stand wie ein Bild aus Stein, die langen Arme schlaff am Körper niederhängend, die Augen gradeaus ins Leere gerichtet. Sie wollte danken, sie konnte es nicht. Erst als der Doktor ihr freundlich zunickte und weiterschritt, machte sie den Versuch zu einem linkischen Knix.

Von da stand sie jeden Vormittag an der Treppe, und während sie den Knaben Äpfel verkaufte, huschte ihr Blick unruhig hin und her, bis er aufstrahlend die schlanke Gestalt des jungen Lehrers traf. Und dann krampfte sie die Hände um den Rand ihres Korbes, und ihr Herz zitterte in der Brust, wenn er zu ihr herantrat, freundlich guten Tag sagte und sich erkundigte, ob sich die Jungens auch manierlich betrügen.

Manchmal schritt er im Gespräch mit den

andern Lehrern auf dem Platze auf und ab, oder er ſtand bei ſchlechtem Wetter nur hinter dem Fenſter, Riekes Blick aber fand ihn doch, wie ein Blümlein die Sonne findet, die es mit der Sehnſucht unbewußter Liebe ſucht. War die Freiviertelſtunde vorüber, ſetzte ſich das bucklige Mädchen auf die Steintreppe nieder und verſchlang die Hände im Schoß. Ihre Augen hafteten an der Stelle, wo ſie ihn zuletzt geſehen. Und ſie ſah ihn noch immer, in all ſeiner jugendfriſchen Schönheit, mit den ſo unbeſchreiblich guten Augen und dem blondlockigen Haar.

Und wenn ſie abends auf ihrem dürftigen Lager lag und vor Froſt mit den Zähnen klapperte, ſo huſchte dennoch ein glückliches Lächeln um die farbloſen Lippen, denn ſie dachte an ihn, den Beſten, Herrlichſten, der ihr zu Hilfe gekommen, der ſie Friederike genannt, ſo freundlich und ſo gut wie noch kein Menſch zuvor!

Friederike! — kaum wußte ſie es ſelber noch, daß ſie ſo hieß, „Äppelſtrulch“ gellte es ihr Tag für Tag in die Ohren, und ſie hatte ſich an den kränkenden Namen gewöhnt wie an die körperlichen Schmerzen, die ſie auch von früh bis ſpät mit ſich herumſchleppen mußte. Friederike hatte er ſie genannt, und das Herz des verkrüppelten Mädchens ſchlug bei dem Klang ſo hoch und ſtolz auf, wie wohl ehemals eines Pagen Herz in der Bruſt aufwallte, wenn der Ritterſchlag des Kaiſers ſeine

Schulter traf. Und ſie trug ſeit jenem Tage den Kopf ſelbſtbewußter, wenn ſie zur Tür des Gymnaſiums ſchritt.

Einmal tobten die Knaben ausgelaſſener und toller als je die Treppe hinab und umringten unter jovialen, gutmütig ſpottenden Zurufen den „Äppelſtrulch“. Alle griffen zu gleicher Zeit nach den Äpfeln, und Rieke ſchlug zornig auf die frechen Hände und ſchalt mit ihrer ſchrillen Stimme: „Erſt gezahlt, junge Herren, eher gibt's nichts!“

Johlendes Gelächter antwortete, und die Knaben ſtürmten dreiſter nach dem Äpfelkorb, ſchoben und riſſen die ſchwächliche Mädchengeſtalt hin und her trieben Schabernack und äfften die Scheltende.

„Ich rufe den Herrn Doktor!“

„Haha — ruf' man, Äppelſtrulch! Der ſitzt oben in der Lehrerkonferenz und wird dein Gequieke grad hören!“

Und gleichſam, als ob dieſe Überzeugung alle Banden der Rüpelhaftigkeit vollends gelöſt, faßte ein ſtämmiger Tertianer die kleine Rieke bei den Schultern und wirbelte ſie ſo gewaltig im Kreiſe, daß alle Äpfel wie ein Hagelſchauer gegen die Umſtehenden praſſelten.

„So Jungens! Es regnet Schafsnaſen!“ johlte der Anſtifter: „Wer's kriegt — der hat's!“

Und alle Hände fuhren nach den Äpfeln, die ihrer länglichen Form halber in dem Knabenjargon den Namen Schafsnaſen führten. Ein wilder

Knäuel balgender, raufender Bengels — und abseits taumelnd, halb ohnmächtig, keuchend und nach Atem ringend das bucklige Mädchen mit leichenblassem Gesicht. Da — ein heller Pfiff — ein erschrecktes Aufschnellen und Auseinanderstieben der wilden Horde. Mit schnellen Schritten springt der junge Lehrer die Treppe herunter und faßt stützend die kraftlose Gestalt des Mädchens.

„Dachte ich es doch, daß sie eine Roheit begehen!" rief er mit zornblitzenden Augen: „Es ließ mir keine Ruhe droben!"

Rieke riß die verglasten Augen weit auf und starrte den Doktor an — ihr erst so blasses Gesicht bedeckte sich mit Purpur, und ihre Hände, die er noch in den Seinen hielt, zuckten wie im Krampf.

„Ach — ach — Herr Doktor!" stammelte sie, und dann stürzten Tränen aus ihren Augen.

Der junge Mann wandte sich den Sündern zu und verhängte ein strenges Strafgericht, jeder einzelne Apfel mußte mit einem Dreier bezahlt werden, und die, welche kein Geld bei sich hatten, mußten es am folgenden Morgen abliefern. — Welch eine Handvoll Geld legte der junge Lehrer in den leeren Korb seines Schützlings! Wohl dreimal so viel, als die Äpfel wert gewesen, und dann nickte er ihr freundlich zu: „Geht es Ihnen wieder besser, Rieke? Die Schlingel ahnten nicht, daß Ihnen der Atem vergehen mußte! Aber unbesorgt, es soll nie

wieder vorkommen! Und nun gehen Sie heim und ruhen Sie sich aus!"

Sie starrte ihn immer noch unter Tränen an — und dann griff sie schnell nach seiner Hand und bedeckte sie mit krampfhaften Küssen. Erschrocken zog er die schlanken, weißen Finger zurück.

„Ei, ei, Friederike! Ich bin doch nicht der Kaiser!" scherzte er, faßte den Tertianer mit festem Griff am Arm und spedierte ihn zu fernerer Aussprache die Treppe empor.

Kein Kaiser! — Ach, für die arme, verwachsene Waise war er mehr denn alle Kaiser der Welt. Als der Platz wieder still und leer in der herbstlichen Sonne lag, saß Rieke noch immer auf den Steinstufen der Treppe, und wer vorüberging, wandte erstaunt den Kopf.

War der Appelstrulch toll geworden? Sie lachte und weinte in einem Atem.

Als der Mond am Himmel stand, schlich Rieke noch einmal hinaus nach dem Schulplatz und stand wie in seliger Benommenheit an der Treppe still und flüsterte: „Er hat an mich gedacht — er kam mir zu Hilfe, und hier — hier auf dieser Stelle hat er meine Hände gefaßt!" — — —

Jahre vergingen.

Die Knaben hätten sich ihre Schultreppe nicht mehr ohne den Appelstrulch denken können, und wenn die Mißgestalt des Mädchens auch manchmal noch Anlaß zu kleinen Spöttereien oder Neckereien

gab, so erfreute sich Rieke doch des allgemeinen Wohlwollens, und ihr Verkehr mit den Knaben hatte etwas so kameradschaftlich Biederes, daß man munkelte, Rieke habe schon manchem Primaner und Sekundaner zu einer verbotenen Zigarre verholfen!

Dabei machte sie gute Geschäfte, und wäre sie nicht so gutmütig gewesen und hätte manchen Apfel und Dreier an noch Ärmere abgegeben, sie hätte wohl schon viel früher ihren Kellerladen einrichten können.

Aber keine Macht der Welt hätte Rieke von dem Schulplatz ferngehalten, und daß es nicht allein der gute Verdienst war, der sie trotz Sturm und Regen so magnetisch dorthin zog, das wußten Mond und Sternlein am besten, denn die blickten durch die verklärten Augen bis in das Herz hinab.

Und dann kam ein schlimmer Tag. Der Doktor war versetzt und stand vor Rieke, nahm lachend Abschied und reichte ihr zum letzten Male die Hand. Da ging es wie ein scharfer, weher Riß durch Herz und Seele der Buckligen. Und der Atem drohte ihr auszubleiben, wie damals, als sich die ganze Welt schwindelnd vor ihr im Kreise drehte — aber Tränen hatte sie nicht wie in jener Stunde —, die kamen nach.

Trübe und trostlos schlich die Zeit dahin, und Rieke sah von Tag zu Tag älter und kümmerlicher aus, auch lachte sie nicht mehr wie früher. Sie stand noch Tag für Tag an der Schultür und

handelte mit dem Obſt, das die Jahreszeit juſt bot, aber ſie ſchlich daher wie eine Greiſin — und war doch noch ſo jung an Jahren. Frühlingsſtürme wehten — und dann ſtrahlte die Sonne auf die bräutliche Erde herab. Rieke ſaß an ihrer Kellertreppe, die Körbe voll Obſt und Gemüſe neben ſich, und ſtarrte gleichgültig auf die vorüberhaſtende Menge. Plötzlich aber ringt ſich ein erſtickter Laut von ihren Lippen. Sie preßt die grobknochigen Hände gegen die Bruſt und zittert wie Eſpenlaub an allen Gliedern.

Er! — er! —

Und juſt, als habe ihr Auge ihn gebannt, wendet er jählings den Kopf — ſein gleichgültiger Blick will über ſie hinſchweifen, haftet überraſcht auf ihrem Geſicht — und dann ſteht er neben ihr. Voll herzlicher Freude ſtreckt er ihr die Hand entgegen. „Sieh da, meine alte Freundin Friederike! und gar als reſpektable Obſthändlerin vor dem eigenen Laden? Ei, da müſſen Sie mir aber erzählen, wie das alles gekommen iſt?“

Zuerſt will es gar nicht recht gehen mit dem Erzählen, dann aber ſprudelt es von ihren Lippen, wie groß — ach wie groß doch ihr Glück iſt! Und ihre Stimme klingt ſo jauchzend und ihre Augen ſtrahlen ſo wunderbar, daß er ſelber an das große Glück glaubt. Er lacht, luſtig, beinahe ſchalkhaft. „Na, Rieke, da werden Sie mich wohl bald zur Hochzeit laden?“

Sie ſchrickt zuſammen und wird dunkelrot und weiß nichts anderes in ihrer großen Verlegenheit zu ſagen, als wie: Ach, die ſchönen Veilchen, die Sie aber haben!"

Er blickt auf den großen, duftenden Strauß in ſeiner Hand nieder, lächelt ganz wunderſam und teilt ſchnell ein kleines Sträußchen davon ab, um es ihr freundlich zu reichen.

„Hier Friederike! das wird Ihnen Glück bringen! Wiſſen Sie auch, was für ein Strauß dies iſt? Ein Verlobungsſtrauß! Ja, reißen Sie nur die Augen auf, ich will es Ihnen jetzt ſchon verraten! In die Heimat bin ich auf Urlaub gekommen, um mir die Braut zu holen! Geliebt habe ich ſie ſchon lange — heiraten kann ich ſie erſt jetzt! — Ei, ſo gratulieren Sie mir doch!" —

Und ſie ſtammelte einen Glückwunſch — aber durch ihr Herz zuckte abermals ein brennender Schmerz, und als ſie allein war in ihrem ſtillen Stübchen, da flutete glänzender Tau über die Veilchen. Als ſie ſich ſatt geweint, da lächelte ſie und ſchüttelte den Kopf und begriff ſich ſelber nicht. Welch ein märchenhaftes Glück! Veilchen aus ſeinem Verlobungsſtrauß — halb für die Braut — halb für ſie! Welch ein Glück! ach welch ein übergroßes Glück!

Sie hat auch in der Kirche geſtanden, als er und das ſchlanke, blondlockige Mädchen getraut wurden, und ſo von Herzens Grund wie an jenem

Tage hat sie weder vorher noch nachher im Leben wieder gebetet.

Dann ward sie alt — sichtbar alt — sie schwand dahin wie die Blumen an ihrem dunkeln Kellerfenster.

Und heute küßte sie zum letzten Male seine Veilchen. — —

Jetzt liegen sie zerstreut und zertreten unter Samergihre

Eine Christnacht am Strande.

Sie hieß nicht nur „Schön-Ebba", ſondern war es auch.

Auf der ganzen Inſel gab es keine zweite Dirn, ſo ſchmuck, ſo gut, ſo fromm, wie Ebba Sturen. Frieſenblut leuchtete durch die zarte Haut ihrer Wangen, flachsgelb ſchlangen ſich die dicken Zöpfe um den Kopf, und die Augen lachten ſo blau in die Welt wie das Meer draußen im Sonnenſchein.

Wo Schön-Ebba ſich zeigte, flogen ihr die Herzen zu, und manch ein Seefahrer, welchen das Schickſal und der Sturm an die kleine Nordſeeinſel verſchlagen, fuhr als kranker Mann wieder davon, Sehnſucht und Weh im Herzen, begleitet von dem Bilde des holden Frieſenkindes, welches doch nimmermehr hatte ein Bild der Gnade für ihn werden wollen. Ebba ſchaute nicht nach den Männern aus, denn ſie wußte, daß der eine und einzige, welcher des Anſchauens wert war, gar ſicher zu ihr kam, nicht um ihr bunten Tand und ſchöne

Worte, ſondern ſein junges, heißes, goldgetreues Herz zu bringen, welches voll Liebe und Zärtlichkeit für den blonden Schatz ſchlug, ſo lang, wie ſie zurückdenken konnte in eine frühe, glückſelige Kindheit hinein.

Sören hatte Klein-Ebba ſchon auf dem Arm getragen, als er ſich ſelber kaum auf den Füßen behaupten konnte, hatte ihr die bunten Muſcheln und Steinchen gutwillig in die drallen Händchen gelegt, als er ſelber noch keine größeren Schätze auf der Welt kannte denn dieſe Muſcheln und Steine des Strandes.

Dann hatten ſie in der Schule nebeneinander geſeſſen, hatten zur Sommerzeit ſelbander manch luſtige Stunde am Strand getollt, gewatet, Schiffſein ſchwimmen laſſen und Seeſterne getrocknet — am ſchönſten aber deuchte ihnen dennoch die Winterzeit, jene geheimnisvolle, glückſelige Chriſtzeit, in welcher ſie — eng aneinander geſchmiegt, auf der Ofenbank ſaßen, ſich herrliche Geſchichten vom goldenen Weihnachtsengel und der „Fru Hollen mit dem Sankt Niklaſen“ erzählten, wenn der Schneeſturm ſein wildes Lied um die Fiſcherhütte pfiff und die See ihre donnernden Wogen gegen den Strand warf.

Dann lauſchten ſie hinaus auf Sirene und Nebelhorn, falteten die kleinen Hände und beteten für die, ſo in Not und Klippen waren — wie es die Mutter ſie gelehrt. Zur Weihnachtszeit aber hockten ſie mit glückſtrahlenden Geſichtern unter

dem kleinen Tannenbaum, von welchem sie nicht begriffen, wo er gewachsen sein mochte, und wie die lieben Englein ihn mit all den brennenden Lichtlein hatten vom Himmel herabbringen mögen, denn die See ging hoch und das Wetter war bös.

O wie liebte Sören den Christbaum! Der war ihm die beste und herrlichste von allen Gaben, lieber noch als Honigbrot, Äpfel und Nüsse, als die neue Hose und das große Schiff, welches der Pate ihm selber geschnitzt.

Ebba freute sich wohl auch an dem grünen Gezweig, an dem Goldflitter und dem großen Stern, an den Perlschnüren und den Silbernetzen, aber ihr rotwangiges Püppchen war ihr doch noch lieber, denn es hatte echtes Flachshaar, so weißblond wie ihr eigenes, und ein rotes Kleid mit weißem Schürzlein, wie sie es sich als höchsten — höchsten Hochzeitsstaat für dereinst ersehnte!

Wäre es nur erst so weit, daß Sören und sie Hochzeit machen! Daß sie es tun werden, wenn sie groß sind, ist sicher. Spielen sie nicht jetzt schon Mann und Frau? Von den Küchenschemeln und der buntbemalten Truhe bauen sie sich ein Haus, und sechs Kinder haben sie auch schon, das Püpplein, den Stiefelknecht, ein paar getrocknete Fische vom Seil, die wickeln sie in ihre Halstücher, als die Jüngsten.

Und wie lieb haben sie sich dabei! Die Alten lachen und sagen: „Solch eine glückliche Ehe!"

Und um Weihnachten muß die Hochzeit sein, denn diese Zeit ist ihnen die liebste von allen.

Die Jahre flogen dahin und aus den Kindern wurden Leute.

Schön-Ebba, weiß wie ein Mövchen und rot wie eines Apfels Wange, wuchs heran, daß aller Augen voll Wohlgefallen auf ihr ruhten, und Sören ward ein Mann, grobknochig und stark, gewachsen wie ein Schiffsmast und frisch, lustig und kreuzbrav wie ein echtes Seemannsblut.

Die Badegäste, welche im Sommer kamen, fuhren mit niemand lieber in See als mit dem jungen Sören, denn er war der sicherste Steuermann auf weit und breit, und in seine glückseligen blauen Augen zu sehen, deuchte den Stadtmenschen, welche keine Zufriedenheit und kein Gottvertrauen mehr kennen, wie ein Märchen, an welches man vor langen, langen Jahren einmal geglaubt!

Kam Sören am Abend von der Arbeit heim, so galt sein erster Weg dem Fensterlein Ebbas, und wer die beiden dort plaudern sah, so ganz weltfern und versunken in ihr junges Glück, der lächelte und nickte: „Wie sollte es auch anders sein! — Sie gehören seit je zusammen."

Da kam ein schwerer Tag, an welchem Ebbas blaue Augen — Vater Sturen sagte es — „so viel Wasser überholten wie eine lecke Kuff, wenn grobe See von achtern kommt!"

Sören mußte zur Marine nach Wilhelmshaven,

es hieß ſcheiden für lange Zeit — ſcheiden für gut und bös, für Leben und Tod!

Weiß keiner, ob er von ſolch ſchwerem Dienſte heimkommt.

Und Sören fuhr davon, — hinab nach Weſtindien, und ſein blonder Schatz betete für ihn und verzagte nicht.

Wohl aber waren es traurige Jahre, bis der Freiersmann wiederkam — traurig zumal in der letzten Zeit, wo ein anderer Jugendgeſpiele heimkehrte und Schön-Ebba mit begehrlich heißem Blick gemahnte, daß ſie auf der Schulbank ehemals auch gut Freund geweſen!

Sollte ihm Ebba ins Geſicht ſagen, daß ſie den rohen, unbändigen Tunichtgut ſtets gefürchtet und gemieden hatte?

Sie blickte an ihm vorüber und ſchwieg.

Jehann Freeten war ein unſtet Blut. Als halbwüchſiger Knabe ſchon war er der ſtrengen Zucht des Vaters entſprungen, war heimlich davongegangen und hatte ſein abenteuerliches Leben als Schiffsjunge bei der Kauffahrtei begonnen, bald hier, bald dort zu Schiff — war zwei Jahre ganz verſchollen, wie man ſagte, ſei er Goldgräber geweſen, — dann kehrte er heim, ſtellte ſich bei der Marine, und als er nunmehr freigekommen, ein halb Jahr früher als Sören, — zog er als einziger Erbe in die Fiſcherhütte der verſtorbenen Eltern ein.

Er wolle es einmal mit dem geregelten Leben verſuchen! hatte er geſagt.

Fürerſt war dies Leben aber ein gar wildes und gottesläſterliches, welches ihm keine ehrlichen Freunde in der Heimat warb.

Er ſpielte und trank die Nächte hindurch in der Schenke, er ſuchte Händel und Streit, er brachte all die böſen, übeln Gewohnheiten des zügelloſen Freibeuters mit, welcher auf den Goldfeldern die Seele dem Teufel verſchworen!

Sein Geſicht war wetterhart und finſter im Ausdruck, ſein Blick unſtet und flackernd im Brand wilder Leidenſchaftlichkeit, — ſein ſchwarzes Haar paßte nicht zu Frieſenart.

Wohlmeinende Männer hatten ihm anfangs wohl Vorſtellungen über ſein unordentliches Leben gemacht, aber nur Grobheit und keinen Dank geerntet; ſo zogen ſich die Leute mehr und mehr von ihm zurück. — Da kam es, daß Jehann Freeten zum erſten Male die Wege Ebbas kreuzte, welche wochenlang die kranke Pate im Fiſcherdorf jenſeits am Watt gepflegt hatte.

Wie ein Rauſch wilder Leidenſchaftlichkeit überkam es den verwilderten Mann.

Wie ein Schatten folgte er dem ſchönen Mädchen, kühn, dringlich, unermüdlich in ſeinem glühenden Liebeswerben.

Ebba wies ihn freundlich, aber ſehr entſchieden ab, und Vater Sturen furchte die Stirn und ſagte

zornig: „Glaubst du, Jehann, ich gebe mein einzig Kind einem Säufer, Spieler und Schenkenhocker? Wäre ein übler Freiersmann für Schön-Ebba, der nichts einbrächte an Heiratsgut denn liederlichen Sinn und Verderbtheit!“

Ein wilder, drohender Blick blitzte unter den schwarzbuschigen Brauen hervor, aber Jehann drehte demütig den Südwester zwischen den Händen und sprach bittend: „Habt Geduld, Sturen, das soll anders werden. Wahre Liebe treibt die Teufel aus! und wahrlich, tief haben sie mir nicht im Herzen gesessen! Ich war vereinsamt, ein Hausstand und Weib und Kind tuen mir not zum Gutsein!“

Und wahrlich, es schien sich ein großer Wandel seit diesem Tage mit dem wüsten Gesell zu begeben.

Man sah ihn nicht mehr in der Schenke, dafür aber stand er, welcher zuvor nur ein spöttisches Gelächter gehabt für alles, was Religion und Glauben hieß, mit gesenkten Augen an der Kirchentür und wartete auf Schön-Ebba. Sie mußte ihn sehen, so breitschultrig stand er ihr im Wege, so auffällig setzte er sich ihr gegenüber auf die Seitenbank, den Blick auf sie gebannt, das Gesangbuch in den Händen. Er arbeitete plötzlich von früh bis spät.

Fuhr er nicht hinaus auf die See, so schaffte er emsig an seinem Häuschen, putzte es sauber heraus, flickte die schadhaften Stellen und richtete es so schmuck und freundlich her, daß seine Nachbarn

neben ihm ſtill ſtanden und anerkennend ſprachen: „So biſt du auf dem rechten Wege, Jehann. Nächſtes Jahr kannſt du auch Sommergäſte nehmen und ein ſchön Stück Geld mit dem Haus verdienen!“ — Jehann zuckte die breiten Schultern. „Dadrum tu ich's nun grad nicht. Ich hab's nicht nötig, auf den Verdienſt zu gehen, denn da draußen verdiente ich ein ſchön Stück Geld, — wollt' es hier in Ruhe und Behagen verzehren. Aber wer die Arbeit gewohnt iſt, der *muß* halt ſchaffen, ob's not tut oder nicht. Auch kommt wohl die Zeit, daß eine Frau hier einzieht, — die ſoll drinn ſitzen wie in Abrahams Schoß, — und will ſie dann ein Stüblein abvermieten, ſo iſt es ihre Sache, plagt ſie ſich damit, ſoll ſie auch die Taler in die eigene Taſche ſtecken!“

Solche Worte machten bald die Runde in dem Fiſcherdorf, und gar manch blauäugiges Frieſenkind, welches zuvor den Kopf geringſchätzig zur Seite gewandt, wenn der Jehann Freeten an ihr vorüberging, ſittſam und ſtattlich Ruder und Netze über der Schulter, lächelte ihm jetzt gar bedeutſam zu.

Auch zu Schön-Ebba drang die Kunde von dem „ſo gar wie ausgewechſelten Jehann“, von ſeinem vielen Geld und dem ſchmucken Anweſen, aber Ebba ſagte kein Wort dazu, zog die feinen Brauen zuſammen und blickte wie in ſehnſuchtsvoll ungeduldigem Harren auf die rollende See hinaus.

Und der, auf den sie hoffte in banger Angst und Sorge, kam.

Frisch und blühend, ein Bild strotzender Jugendkraft und Schönheit, eilte Sören der Geliebten entgegen, und Ebba lachte und weinte vor Wonne und Vater Sturen schob die kurze Tonpfeife von einer Ecke des Mundes in die andere und nickte wohlgefällig: „Kommst zur rechten Zeit!“ Warum es aber die rechte Zeit sei, sagte weder er noch das blonde Mädchen.

Sören faßte die Hand des alten Mannes. „Vater,“ sagte er, „nun ist's so weit. Ich bleibe jetzt daheim und habe mein Brot. Das Feuer auf dem Herd soll bald lustig brennen, — laßt es meinen Schatz Ebba sein, welche den Topf darüber hängt!“

Sturen nickte, wie man etwas längst Bekanntem zustimmt: „Bist eine ehrliche, brave Haut, Sören, schaffst das Deine und hast seit Kindesbeinen an um Lütt Ebba gefreit, — nun sollst du sie haben, denn sie hat dich lieb. — Morgen ist Verspruch — und in acht Wochen, zur Weihnachtszeit, da mögt ihr Hochzeit halten!“

Welch ein Jubel! welch ein Glück!

Von Mund zu Mund lief die Nachricht durch das Dorf und kam auch zu Jehann Freeten.

Der hörte schweigend zu, pfiff ein schrilles Lied durch die Zähne und sprang in sein Boot.

Spät abends kehrte er heim, und die Leute, welche ihn sahen, fragten ihn: „Weißt du's schon?“

Gelaſſen zuckte er die Achſeln. „Je nun, — wer das Glück hat, führt die Braut heim! Der Sören war früher zur Stelle denn ich!“

Man wunderte ſich der Gleichgültigkeit und ſagte: „'s iſt ihm doch nicht ernſt um die Ebba geweſen! Ob er nun wieder wüſt wird? Oder ob er ſein Haus doch für eine andere putzte?“

Jehann Freeten ward aber nicht wüſt, ſondern verblieb in ſeiner guten Wandlung.

Ja, er ging ſogar zu den Brautleuten hin, reichte ihnen die Hand und ſprach einen guten Wunſch.

Als er gegangen, faßte Ebba angſtvoll die Hände des Geliebten: „Hüt' dich vor ihm! er iſt falſch!“

„Der Jehann?“ — Sören lachte gutmütig auf: „Weil er auch ein Auge auf dich geworfen? Unbeſorgt, mein Mövchen, er hat ſich drein ergeben, er iſt mein Freund und Spielkamerad von Jugend auf!“

„Seine Augen gefallen mir nicht, — es lauert etwas darin ... Sören, bei unſerm lieben Heiland — halt dich fern von ihm!“

Er gelobte es ihr und tat's.

Die Novemberſtürme brauſten über die Dünen, und das Meer ging hoch.

Frühe Nacht warf ihren ſchwarzen, ſternloſen Mantel über die Inſel, und Ebba ſtand voll niegekannter Angſt und Unruhe an dem niederen Fenſterchen und harrte auf die Heimkehr des Ge-

liebten. Sie wußte, daß Sören heute nicht auf See gehen wollte, er war hinüber zum Leuchtturm gewandert, auf welchem ſein alter Vater hauſte, dem wollte er von all ſeinem jungen Glück, von ſeiner baldigen Hochzeit erzählen.

Ebba wartet — ihre Wangen glühen, ein Fröſteln ſchleicht ſich durch ihre Glieder.

Wo bleibt er?

Sein Weg durch die Dünen iſt einſam — die dunkle Nacht iſt keines Menſchen Freund — und in Jehann Freetens Augen lauert etwas — — —

Stunde um Stunde verrinnt — er kommt nicht. Da greift Ebba mit zitternden Händen nach ihrem Tuch und ſtürmt hinaus in die unheimliche Nacht, an das Fenſter des Liebſten zu pochen.

Still — totenſtill — das Haus liegt wie in ſchwerem Schlaf.

Da gellt ihr Schrei durch das Brauſen des Meeres, da bricht ſie auf die Knie und ringt die Hände. Und die Leute, welche herzueilen, hören nur das furchtbare Wort von ihren Lippen: „Tot!“

Auch Jehann Freeten ſteht neben ihr — ſein Geſicht leuchtet grellweiß aus dem Dunkel hervor

„Hab' dich nich ſo, lüttj Ebba! Was ſoll dem Sören angekommen ſein! Er hat zuwidern Wind und kommt ſpäter heim!“

Sie richtet ſich auf, tritt nah — ganz nah zu ihm heran und ſtarrt ihn an. „Zuwidern Wind? — Der Sören iſt an Land!“

„Gefahren iſt er! — Vor meinen Augen iſt er ins Boot — das Segel bracht' ihn ſchneller zum Alten als das Marſchieren im Sand!"

Man fragt und forſcht — niemand, außer Jehann, hat ihn geſehen — und Jehann ſpricht Wahrheit, Sörens Schiff fehlt am Strande.

Tot! — Tot!!

Der nächſte Morgen bringt furchtbare Gewißheit, das gekenterte Boot wird halbwegs des Leuchtturms an das Land geſpült. Kein Wunder! Dort iſt's ein böſes Fahren — Riff und Klippen drohen — und der Sturm kam auf.

Tot! — Tot!!

Ebba weint nicht, ſie klagt auch nicht. Sie ſteht wie ein ſchneeweißes Steinbild und ſtarrt nach dem Meer hinaus.

Ihre Augen ſinken tiefer und tiefer, dunkle Schatten graben ſich in ihr Antlitz.

„Ebba — min Mövken — du ſchläfſt nicht mehr! Keine Nacht nicht!" — ſtöhnt Vater Sturen.

Sie ſchüttelt wie geiſtesabweſend den Kopf. „Wie ſoll ich ſchlafen, ehe ſein Mörder gerichtet iſt? Solang Jehann Freeten ſeine Augen noch offen hat, kann ich die meinen nicht zutun."

„Sie redet irre!" ſchluchzt der alte Mann und ſtreichelt zärtlich ihre Hände. „Min Mövken; Min lüttje Ebba! Da is keiner, der ihm ein Leids getan hat — die See nahm ihn — die ſchlang ihn ein! Kannſt ruhig ſchlafen, min Ebba! Ganz ruhig!"

Ein Blick trifft ihn aus ihren geröteten Augen, ſtumm und doch ſo furchtbar beredt.

„Nee, Vater — ich weiß es. — Und wirſt es auch noch wiſſen. Wenn ich wieder ſchlafen kann, dann kommt's an den Tag."

— — — — — — — — — — — — — — —

Jehann Freeten ſitzt wieder in der Schenke, er trinkt — toller als je zuvor.

Er iſt an Ebbas Haus vorübergegangen, er hat ſie ſtehen ſehen und ſie angeſprochen.

Sie antwortet nicht — ſie blickt ihm nur in die Augen — tief — wunderlich — bis auf den Grund der Seele.

Und Jehann zuckt die Achſeln, beißt die Zähne zuſammen und geht weiter — geradenwegs in die Schenke. Er trinkt — trinkt und flucht.

Kein Menſch, außer ihm, ſitzt in der verräucherten Stube — es iſt ja Chriſttag.

„Heut ſollt' der Ebba Hochzeit ſein!" ſeufzt die Wirtin und räumt das Zimmer aus.

Jehann ſtürzt ſein Glas hinab; — wie Feuer brennt der Schnaps in ſeinen Adern.

Chriſttag! — Sein Blick ſchweift ſcheu umher. Die Wirtin tritt ein und ſtellt einen kleinen Tannenbaum auf den Tiſch, um ihn anzuputzen.

Ein wilder Fluch klingt von des Fiſchers Lippen.

„Iſt man denn nirgends ſicher vor ſolchen Narrenspoſſen?" ſchreit er auf, ſchmettert das Glas auf die Flieſen und ſchlägt die Tür hinter ſich zu.

Es dunkelt bereits. Hinter den meiſten Fenſtern wird es ſchon hell — Chriſtbäume für die Kleinen. Die Augen des einſam Schreitenden rollen unſtet im Kopf, glühheiß ſteigt es in ſeinem Halſe auf und würgt ihn.

Kinderſtimmen. „O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Mit wildem Gelächter hält ſich Jehann die Ohren zu und ſtürmt ſeitwärts, den ſturmverwehten Pfad nach den Dünen hinab. Es wird bitter kalt, der Schnee knirſcht unter ſeinen Füßen.

Er tritt an ſein Boot und ſetzt ſich auf den Rand desſelben nieder. Seine Augen ſtieren in die Dunkelheit — wie blutige Schatten jagt es vor ſeinem Blick.

Kirchglocken! — Man läutet das Feſt ein.

Jehann hebt die geballten Fäuſte und tobt in gotteslästerlichen Flüchen.

„Ich will keine Weihnacht! Ich pfeif was drauf — ich glaub die Narrheit nicht! Wo iſt man ſicher davor? Wo?!“

Ob er auch die Ohren zuhält, er hört die Glocken dennoch — ob er auch die Augen ſchließt, die Lichter des Chriſtbaums blenden ihn trotzdem.

Wie ein Raſender, gepeinigt, verfolgt, vertrieben von den heiligen Klängen, packt er ſein Boot — ſtößt es in die See und ſchwingt ſich hinein. Der Schweiß perlt ihm über das glühende Geſicht, aber ein Hohngelächter bricht über ſeine Lippen — hin-

aus in die See! „Hahaha — laßt ſehen — ob auch die Fiſche Weihnacht feiern!“

Der Wind pfeift eiſig daher — ſtößt in das Segel, welches Jehann trunken und halb von Sinnen vor bebender Erregung ſetzt — und treibt das Boot hinaus in ſchwarze — wogende Unendlichkeit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ebba hat ihren Baum geſchmückt, ſie faßt ihn und ſchreitet hinaus zum Strand. — Sören liebte den Chriſtbaum — er ſoll ihm den Gruß der treueſten Liebe bringen. Vor den Klippen, wo ſein geſtrandetes Boot noch liegt, ſetzt Ebba den Baum nieder. Die Düne ſchützt gegen den Wind — ſie ſteckt die Lichte an und kauert neben dem Bäumchen nieder. Nun leuchtet es über ſein Grab. Mit müden, ſtarren Augen, welche den Schlaf nicht mehr kennen, ſtarrt ſie auf die rollende See. Es brauſt und donnert, und der Wind ſauſt ſtärker daher. Einſam — totenſtill.

Auf hoher Flut treibt Jehann. Die Kälte, die Anſtrengung haben ihn nüchtern gemacht; er erkennt die Gefahr, in welche er ſich ſinnlos begeben. Zurück! — Nach Hauſe! Der Tod hockt ihm im Nacken!

Wo iſt er? — Er findet ſich nicht aus — er kann nicht denken, die Dunkelheit iſt ſo groß — die Lichter täuſchen.

Wo iſt er? — Dort — dort vor ihm brennt ein helles, großes Licht — das war ſonſt nicht

da — — Johe! Jojohe! Iſt's der Chriſtbaum aus der Schenke? — Dann drauf gehalten — dort landet ſich's gut!

Wie ein Pfeil ſchießt das Boot durch die brauſende Flut — geſchleudert — geworfen — — horch — es knirſcht — ein Krach und Stoß — —

Jehann reißt die verglaſten Augen auf — in den Klippen! — Und vor ihm — einſam am Strand ein Chriſtbaum . . .

Ein wilder Schrei — ein gellender Hilferuf.

Ebba richtet ſich langſam auf. „Wer da?!"

„Jehann Freeten! — Zu Hilf!"

Sie kreuzt die Arme über der Bruſt, ſie ſtarrt geradeaus — ſie lächelt.

Noch ein Schrei — ein furchtbarer Schrei der Todesnot . . . und die ſchwarzen Seen rollen heran — unaufhörlich — ſchäumend — unwandelbar wie die Gerechtigkeit.

Ebba ſinkt wieder neben ihrem Chriſtbaum zuſammen.

Sie murmelt leiſe Worte — ſie atmet tief auf — wie ein Kind, welches endlich Ruhe findet. — Und weiße Flocken fallen . . . es iſt kalt . . . ſehr kalt . . . Aber Ebba lehnt das Köpfchen zurück — an Sörens Schulter — er ſitzt neben ihr — er hält ſie im Arm . . . und die ſchlummerloſen Augen ſchließen ſich Ebb — — ſchläft ein . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Jehanns Leiche ward — bis zur Unkenntlichkeit

entſte llt —zum Strande geſpült, juſt da, wo man Schön-Ebba neben einem ausgebrannten Chriſtbaum erfroren aufgefunden.

An dem Tage, an dem man ſie in ihr letztes, ſtilles Kämmerlein betten wollte — tat einer der Strandwächter einen grauſigen Fund. — Im Sande vergraben fand man Sören — Meſſerſtiche hatten ſeinen Rock zerriſſen, und in der Bruſt ſtak noch eine abgebrochene Meſſerklinge — man kannte ſie — ſie ſtammte aus Amerika von den Goldfeldern — —

Jehann Freeten ſchnitt ſich alltäglich ſein Brot damit

Seine Silvesterbowle.

Humoreske.

Schon ſeit etlichen Tagen ging er mit wahrhaft verklärtem Geſicht umher — er, unſer Freund Leopold, der würdige Tertianer mit den nußbraunen Locken und den Wangen wie Milch und Blut.

Groß und ſtramm war er, in der ſchrecklichen Lebenszeit eines Jungen ſtehend, wo er nicht „Fiſch und nicht Fleiſch“ iſt; linkiſch, tölpelhaft, bis zum Stolpern verlegen, wenn Damenaugen ihn muſterten.

Aber friſch, blühend und kraftſtrotzend ſah er aus, daß allen Eltern bei ſeinem Anblick das Herz im Leibe lachte, und darauf tat ſich ſein Vater ganz beſonders viel zugute.

„Ja, mein Leopold wird eben vernünftig erzogen,“ ſagte er. „Sie ſollten 'mal ſehen, wie der große Lümmel täglich noch ſeine zwei Liter Milch trinkt, abends ſeinen Mehlbrei oder eine Suppe löffelt und mittags einhaut wie ein Dreſcher, wenn die Knödel auf den Tiſch kommen! Bier und Wein? Gott ſoll mich vor der Sünde bewahren, meinen Kindern Spirituoſen zu geſtatten, ſolange ſie noch die Schule beſuchen!“

Und bei dieſer Anſicht beharrte der vernünftige Vater mit außerordentlicher Strenge.

Kein Wunder, wenn für Pold dieſe ſeltene, verbotene Frucht zum Ziel all ſeiner kühnſten Träume und phantaſtiſchen Hoffnungen wurde!

Und nun heulte der Schneeſturm durch die Straßen der kleinen Gebirgsſtadt und ſäumte Poldchens Ohren blaurot und blies ihm ſo eiskalt durch Mark und Bein, daß jeder andere Menſch ſich vor Unbehagen geſchüttelt hätte — aber Leopold ging mit ſtrahlend glücklichem Angeſicht umher und dachte: „Dieſes Wetter iſt wie geſchaffen für mich und mein Glück. — Wie wird bei ſolcher Kälte die Silveſterbowle, der märchenhafte Glühwein, von welchem ich ſchon ſo viel Rühmliches gehört habe, ſchmecken!“

Ganz beſonders feierlich ſollte Silveſter in dieſem Jahre im Hauſe meiner Eltern begangen werden. Die nächſtbefreundeten Familien — und es gab deren eine ganze Anzahl — ſollten, nebſt deren größeren Kindern, das neue Jahr bei uns erwarten, und die Pauſe zwiſchen dem Abendbrot und den erſehnten zwölf Glockenſchlägen gedachten wir junges Volk ganz beſonders hübſch durch verſchiedenartige ſcherzhafte Vorträge und Aufführungen auszufüllen.

Ich glühte vor Eifer und hatte diverſe lyriſche Aufführungen für die „Größeren“ erſonnen, welche allgemeinen Beifall fanden.

Sodann war ich auf die geniale Idee gekommen, ein schauerlich-schönes Possenspiel: „Der Schinderhannes“ zu verfassen, nach historischen Quellen, denn der vielgenannte Räuberhauptmann hatte auch auf dem Gute meines Großvaters sein Wesen getrieben, ausnahmsweise aber als guter Geist, weil Großvater die alte Mutter des Banditen gegen rohe Gewalttätigkeiten der Bauern geschützt hatte.

Also ich hatte, daran anknüpfend, eine Räuberkomödie verfaßt, auf welche Schiller hätte neidisch werden können.

Die Gäste versammeln sich; auch die Eltern unseres Freundes Alphons, welchem die würdige Vaterrolle im „Schinderhannes“ anvertraut war, erscheinen, aber — ohne Alphons! Blitzartig durchzuckt mich die Ahnung von Schrecklichem.

„Wo bleibt Alphons?“

„Ja, meine liebe Nataly — der arme Junge läßt sich tausendmal entschuldigen. Bis zum letzten Moment hoffte er noch, daß sich sein Zustand bessern würde, aber leider findet er sich so unwohl, daß er zu Bett mußte. Kein Wunder! Die halbe Marzipantorte hat der Bengel auf einen Satz verschlungen! — Hätte man das ahnen können, würde sie meine Frau verschlossen haben.“

Ich war außer mir, ganz verzweifelt! Mit gerungenen Händen stürzte ich zu den andern Mimen in das Nebenzimmer und teilte die Schreckensbotschaft mit.

Mein Freund Karl von Hülſen, welcher martialiſch ausſah und Großartiges in der Rolle des Schinderhannes leiſtete und nicht umſonſt ſeit Wochen Hahnenfedern geſammelt haben wollte, war furchtbar in ſeinem Zorne, aber auch genial in rettenden Einfällen.

„Wenn der Herr Alphons ſich verfreſſen hat, werden wir um ſeinetwillen noch lange nicht unſere Aufführung ſchwinden laſſen!“ grollte er, ſchlug voll gönnerhafter Wucht den mit offenem Mund andachtsvoll lauſchenden Pold auf die Schulter, daß er in die Knie knickte, und fuhr fort: „Hier iſt ja ein wahres Prachtexemplar von Bengel! Dick und fett genug, um ſelbſt ‚Naukes‘ Vater ſein zu können! Marſch, Pold, ſetz’ dich in einen ſtillen Winkel und lerne flink die Rolle des Alphons!“

Poldchen verfärbte ſich. „Ich — Theater ſpielen?“ ſtammelte er entſetzt. „Das kann ich nicht — ich — ich liſpele ja ein bißchen!“

„Ganz Wurſt! Es gibt auch liſpelnde Väter. Marſch, hierher! — Lies ihm mal ſeine Rolle vor, Taly!“

„Liebes, beſtes Poldchen, bitte, bitte, hilf uns aus der Verlegenheit!“ flehte ich in ſüßen Schmeichellauten. „Ich werde deine Rolle ganz abkürzen, du brauchſt nur ein paar unbedeutende Worte zu ſagen — und ich flüſtere dir alles ins Ohr, du ſollſt wirklich nicht in Verlegenheit kommen!“

„Ich geniere mich aber ſo ſehr!“ ſtöhnte Pold.

„Unſinn! Genieren! Vor wem denn? Es ſind ja lauter gute Freunde hier! Und dann — wenn du es recht gut machſt, verſpreche ich dir, daß du zwei Gläſer Glühwein und zwei Berliner Pfannkuchen extra als Belohnung bekommen ſollſt! Ja? Einverſtanden?"

Das Wort „Glühwein" übte eine geradezu zauberhafte Wirkung.

Das runde Geſicht Leopolds erſtrahlte! Er hatte ſich ſchon ſeit vierzehn Tagen wie ein Unſinniger auf das eine Glas gefreut, welches Papa erlaubt hatte, und nun ſollte es gar noch zwei heimliche extra geben!

„Zwei! Aber ſo, daß es Papa nicht ſieht!" akkordierte er.

„Ja, auf mein Wort!"

„Gut, dann ſpiele ich. Aber nicht zu viel ſprechen! Sag mir, was ich tun muß!"

„Gar nicht viel! — Alſo, wenn der Vorhang aufgeht, ſitzeſt du an einem Tiſch, vor dir ſteht eine Flaſche Wein und ein Glas —"

„Eine Flaſche Wein?" ſtammelt Pold.

„Ja, aber während des Spieles darfſt du keinen Wein trinken, das würden deine Eltern ſehen, wir füllen Waſſer in die Flaſche."

„Hm —" machte Pold; „was weiter?"

„Du ſiehſt dich beſorgt um —"

„Wie mache ich das?"

„Mach nur ein recht dummes Geſicht, das wirkt ebenſo!“ belehrte ihn Karl.

„Alſo du machſt ein dummes Geſicht und ſagſt: ‚Wo nur das Mädchen bleiben mag!‘ — Dann ſchenkſt du dir ein Glas Wein ein —“

— „Wein?!“

„Na ja — aber aus der Waſſerflaſche!“

„Ach ſo!“

„Und wenn du getrunken haſt, trete ich ſelbſt ein und erzähle dir voll Entſetzen, daß ich den Schinderhannes geſehen habe.“

„Kinder, zu Tiſch!“ ruft meine Schweſter durch die Türe — und wir ſehen, daß die Großen die Salons verlaſſen. Das iſt ein Moment, den man nicht verſäumen darf, namentlich wenn es Karpfen gibt!

„Pold, du ſetzeſt dich neben mich!“ flüſterte ich haſtig. „Ich ſtudiere dir noch während des Eſſens deine Rolle ein.“

Leopold ſeufzt. Er würde lieber recht ungeſtört „gefuttert“ haben, er hatte ſich das ſo ſchön gedacht, aber was hilft's! — Zwei Glas Glühwein extra!! — Man ſetzt ſich.

Ein Kopf biegt ſich an der Tafel vor, und eine Stimme ruft: „Leopold, wenn du nachher ein Glas Bonle trinken willſt, dankſt du jetzt für Wein!“ Der Sohn macht ein gehorſames Dienerchen. In ſeinen Augen blitzt etwas wie ſtiller Triumph. — Zwei Glas extra!! —

Der polniſche Karpfen hörte an unſerer Ecke nur ein Thema: Leopolds Rolle.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!“ — Er ſagte es ſchon ganz nett.

„Sehr gut! — Recht beſorgt und voll Angſt.“

Das liebe Poldchen kaute mit vollen Backen. „Wo nur das Mädchen bleiben mag!“ ſtieß er hervor. „Und dann vergiß nicht zu trinken!“ — Er nickt und grunzt und ißt.

Die Tafel wird aufgehoben, und während ſich die älteren Herrſchaften auf den „reſervierten Plätzen“ gegenüber der kühn improviſierten Bühne niederließen und ein junger Leutnant in humoriſtiſcher Weiſe von dem alten Jahre Abſchied nahm, ſtand ich ruhmesgierig „hinter den Kuliſſen“, auf den Beifallſturm zu warten, denn die Dichtung nannte mich ihre jugendliche Mutter. Aber der ganze Eindruck krankte für mich unter einem Selbſtgeſpräch, welches ich ſogar noch mit beifälligem Lächeln und Nicken belohnen mußte.

Neben mir ſtand Poldchen, welchem ſich beim Anblick der Bühne und der eifrig ſchauenden Menſchen davor die Haare im Kuliſſenfieber ſträubten. „Wo nur das Mädchen bleiben mag! — trinkt. Wo nur das Mädchen bleiben mag! — trinkt!“ tönte es angſtgepreßt an mein Ohr, oft, ſehr oft, ſo oft, daß ich ſchließlich ganz nervös ward und das „alte Jahr“ von mir ſich verabſchiedete, ohne daß ich ſo recht von Herzen bei all den charmanten, kleinen

Neckereien und Anſpielungen hätte mitlachen können.

Armes Poldchen! Ich erachtete es beinah als Erlöſung, als mich eine Hand von rückwärts an dem Hängezopf faßte und mich liebevoll in den Hintergrund zog.

„Du mußt dich ja anziehen; es iſt die höchſte Zeit! Und du auch, Pold — komm mit!“

Ich ſtürmte davon und verwandelte mich in fliegender Haſt in ein Bauernmädchen — aber, o weh! — Ich hatte mir meine Sachen ſo hübſch bequem zurechtgelegt, und nun hatten ſich Hedwig und Minna vor mir angezogen — und alles war in der Eile durcheinandergeworfen worden.

Das verzögerte meine Koſtümierung etwas. Auf der Straße lärmten ſchon die verſchiedenen weinſeligen Silveſterſtimmen, und an die Türe klopfte man ſtürmiſch.

„Ich komme!“ ſchrie ich atemlos und ſtürzte im nächſten Moment auf die Szene.

Als ich auf die Bühne blickte, bot ſich mir ein unbeſchreiblich komiſcher Anblick — — der Vorhang war ſchon hochgezogen. An dem hölzernen Tiſch ſaß Poldchen, der würdige Vater der blonden Liesbeth.

Die graue Jagdjoppe meines Vaters hing in genialem Faltenwurf um ihn herum und war über den Händen ungeniert „aufgerüffelt“ oder auf Hochdeutſch „aufgekrämpt“, ſo daß das rot und gelb geſtreifte Futter in realiſtiſcher Weiſe wirkte.

Ein bunter Wollschal um den Hals markierte den Bauersmann, ein paar Hände voll Mehl in den braunen Locken und schreckliche, schwarz gemalte Runzeln in den frischen Wangen deuteten das erhöhte Alter an. —

Poldchen saß da wie ein Unglücksmensch, welchen die Angst versteinert hat.

Die Füße hatte er in der Beklemmung seines Herzens ganz einwärts gestellt, und in der unklaren Bemühung, ein besorgtes Gesicht zu machen, verdrehte er die Augen, daß sie einem Gehängten alle Ehre gemacht haben würden. Nun sollte er sprechen. Er schluckte ein paarmal — und schluckte, als ob er ersticken müßte.

Noch hielt das Publikum Stimmung, denn man war höflich und lachte nur dann, wenn es von den Mimen programmäßig verlangt wurde.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!"

Gott sei Dank, nun war es heraus!

Ich atmete tief — tief auf — ein Luftschnappen der Erleichterung — aber gleichzeitig ein Knacks — Es wird auf einmal unheimlich lose um meine Taille — —

Fürchterlich! Das Schnurband meines Mieders ist gerissen!

Da sich das Unglück auf meinem Rücken ereignet hatte, war ich vollständig hilflos und beim besten Willen nicht in der Lage, den Schaden schnell zu reparieren.

Voll Entſetzen wende ich mich an Fräulein Hedwig, welche neben mir ſteht.

„Um Gotteswillen, Hedchen — mein Band iſt geplatzt! — Ich muß auf die Bühne! Erbarme dich und knote es, ſo ſchnell es geht, zuſammen!“

Hedchen iſt ſofort bereit, und während ſie — ebenſo aufgeregt wie ich — an mir herumzerrt und -zieht, ſehe ich Poldchen mit eckigem, marionettenhaftem Ruck die Hand heben, um nach der Flaſche zu faſſen.

„Ach Gott — iſt denn Waſſer in der Flaſche?“ flüſterte ich. „Ich weiß es nicht,“ erwidert Hedwig.

Pold trinkt aus einem grünen Glaſe, das man gewählt hatte, um über den Inhalt der Flaſche zu täuſchen.

Unglückliches Poldchen! Ich ſtarre ihn entſetzt an, wie er die große Weinflaſche hebt, ſein Glas füllt und es gehorſam leert.

„Biſt du fertig, Hedchen?“

„Nein . . noch nicht ... das Band iſt zu kurz geworden.“ — Poldchen wartet.

Seine Augen rollen angſtvoll hin und her.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!“ klingt es abermals heiſer, wie die Stimme eines Raben, an mein Ohr.

Leopold ſitzt wie eine Pagode und wagt ſich nicht zu rühren.

Voll Todesverachtung greift er abermals zu der Flaſche, ſchenkt ein und trinkt aus lauter Verlegen-

heit jedesmal das ganze Glas leer. Unglücklicher — ſoviel kaltes Waſſer!

„Nataly — wo bleibſt du denn!?“ ſtürzt Karl mit vorwurfsvollem Grollen zu mir heran; die Hahnenfedern auf ſeinem Schlapphut wirbeln zum Entſetzen furchtbar vor meinen Augen.

Eine Pferdedecke iſt maleriſch um ſeine Schultern geſchlagen, das Geſicht ſtarrt von brauner Schminke und Kohlenſtrichen, und ein Schnurrbart rieſigſter Dimenſionen läßt mich erſchauern.

„Das Schnurband iſt geriſſen!“ ſtöhne ich.

„Donnerwetter!“

„Geben Sie mir 'mal einen Dolch, daß ich den Knoten hier abſchneiden kann!“ jammert Hedwig, und ich fühle, daß mir die Tränen näher ſtehen als ſilveſterliches Lachen.

Karl wählt unter den furchtbaren Mordinſtrumenten, mit welchen er ſich bis an die Zähne bewaffnet hat, ein ſehr blankes, ſcharfes Etwas — — meinem umflorten Blick deuchte es, als ſei es unſer Tranchiermeſſer. —

„Halt ſtill —“

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!“ ertönt es abermals von der Bühne — ohne jede Modulation, mechaniſch, rauh, krächzend und dabei herzergreifend vorwurfsvoll.

Abermals gluckert es im Glas — —

„Hedwig, ich beſchwöre dich, mach ſchnell!!“ Der Spießgeſelle Hering, welcher ſpäter von rechts auf

der Bühne erſcheinen mußte — Schinderhannes nannte ihn Harung, weil dies ſeiner Anſicht nach martialiſcher klang und zündender wirkte — dieſer Hering-Harung mußte der engen Raumverhältniſſe wegen hinter dem Ofen verborgen ſtehen, eine Situation, welche ſchon bei den Proben im ungeheizten Zimmer recht anſtrengend geweſen war, jetzt aber, bei gutem Dauerbrand, an die drei Männer im feurigen Ofen gemahnen mußte. Hering-Harung ſchnitt uns denn auch zu allem Überfluß die beängſtigendſten Grimaſſen, welche auf ſein ſofortiges Ableben gedeutet werden konnten, und weil Hedchen keinen fahrläſſigen Mord an ihm begehen wollte, ſo zitterte ſie derart vor Aufregung, daß ſie erſt recht nicht zu Ende kam.

„Wo nur das Mädchen bleiben mag!“ klang es zum fünften Male in unverändertem Tonfall von Poldchens Lippen, aber ſein Geſicht färbte ſich blaurot, und die Schweißtropfen rannen ihm in glänzenden Bächen über die Wangen auf den Schal hernieder. Das Publikum war längſt unruhig geworden. Erſt lächelte man — dann lachte man — jetzt dröhnte ein ſchallendes, unbändiges Gelächter durch das Zimmer.

Pold trank — trank abermals und endlich auch den Reſt der großen Flaſche.

„Fertig!“ ſtöhnte Hedwig auf — und ich ſtürzte, wie aus der Piſtole geſchoſſen, auf die Bühne.

Donnernder Applaus empfing mich. —

Vater Pold ſtarrte mich mit verglaſten Augen an. Ich ſchnurrte meine aufregende Erzählung vom Schinderhannes herunter und expedierte den ſchwergeprüften, alten Bauersmann, ſo gut und ſo ſchnell es ging, hinter die Kuliſſen. Dann traten Hering-Harung und Schinderhannes in Aktion. — Wir waren lebhaft beſchäftigt und ſo völlig bei der Sache, daß wir des armen Poldchens nicht mehr gedachten.

Seit ihrer Jugendzeit, wo man den Schinderhannes noch auf dem Kaſperletheater vorführte, hatten ſich die „Alten“ im Zuſchauerraum nicht ſo herzlich mehr amüſiert wie heute, und, von Beifall überſchüttet, zogen wir uns zurück.

Man rief uns — man rief auch ſtürmiſch nach Pold.

Wo war er? —

Man ſuchte und fand ihn.

Ein Bild des Jammers ſaß er in der Garderobe und hielt ſich den Kopf. Es war ihm über die Maßen unwohl.

Seine Eltern nahten und muſterten ihn voll Sorge. „Natürlich, das ungewohnte Abendbrot, die Aufregung iſt dem Jungen in den Magen gefahren!“ ſagte der Papa, „Gott ſei Dank, daß er nicht auch noch Wein getrunken hat!“

Draußen johlten die Menſchen „Proſit Neujahr!“ Die Glocken klangen, jubelndes Hallo tönte aus den Salons, wo die Jugend übermütig von Tiſchen

und Stühlen herab in das neue Jahr hineinſprang und den dampfenden Gläſern liebliche Glühweindüfte entſtrömten.

Wir alle tranken, nur Poldchen nicht; er ward immer elender, und des Daſeins ganzer Jammer faßte ihn an.

Man forſchte nach der unbegreiflichen Urſache ſeiner Erkrankung, und nun ſtellte ſich heraus, daß er ſtatt Waſſer — Wein getrunken hatte, ſchweren Rheinwein — eine ganze Flaſche voll! In der Haſt hatte man ſich vergriffen. Da ward Leopold heimexpediert, in einem Zuſtande, der an Alkoholvergiftung grenzte. Zum Glück erholte er ſich wieder, aber über mich, der er an allem die Schuld gab, hat er geſchimpft, ſolange ich ihn kenne. Und wie hat er geſchimpft! Erſt kläglich vorwurfsvoll — dann immer kräftiger — ſchließlich wie ein Rohrſpatz, es wundert mich, daß er nicht extra Kritiker geworden iſt, um ſelbſt jetzt noch weiterſchimpfen zu können!

Aus Rache hat er mich auch nicht geheiratet — wie dies erſt ſeine reelle Abſicht geweſen — und einen heiligen Schwur hat er getan und ihn zeitlebens gehalten: er ſpielte nie und nimmer wieder am Silveſterabend Theater!

Ein Christmärchen.

Am Abend vor Weihnachten war's. „Eben fiel eine Sternſchnuppe!“ ſagten die Leute — aber es war kein Stern, es war das Chriſtkindlein, welches herniederflog. Von Fenſter zu Fenſter ſchwebte es und ſchaute in die Stuben; denn es wollte gerne wiſſen, was die Menſchen ſich wohl wünſchten. Da hörte es gar abſonderlich Zeug! — Ein junges Mädchen ſaß und ſchaute zum Nachthimmel empor. „Ach!“ ſeufzten die roſigen Lippen, „daß mir Kunde von der Liebe würde! Von dieſem ſüßen, wonnigen Rätſel, das Vater und Mutter mir nicht löſen können, von dem niemand mir genug zu ſagen weiß!“ — Chriſtkindlein lächelte und flog weiter. Ein Jüngling ſtützt die glühende Stirn in die Hand. „Ich bin gefangen in den beſchränkten Verhältniſſen des Vaterhauſes und der Kleinſtadt, meine brennende Sehnſucht verlangt hinaus! — Ach, gebt mir ein Stück Welt, große,

fremde, bunte Welt! Zeigt mir, wie es draußen iſt! Gebt einen Spiegel, welcher wahres Leben zeigt!" — Weiter trugen das Chriſtkind die Silberſchwingen. Eine Kranke ſeufzte in den Kiſſen: „Ach gib mir Vergeſſenheit meiner Leiden! Laß mich einmal noch lachen und fröhlich ſein!" — — „Ich bin einſam und verlaſſen, ach, gib mir Menſchen! Menſchen in mein troſtlos ſtilles Stübchen, Menſchen, die ich lieben kann!" — Langſam und traurig flog das Chriſtkind weiter. Wie ſollte es ſolch wunderliches Begehren erfüllen? Da brannte noch ein letztes Lichtlein hinter dem Fenſter. Es ſchaute hinein. Da ſaß ein Menſchenkind und ſchrieb — ſchrieb — ſchrieb. Von ſeinem Haupte ging ein lichtes Strahlen aus, das war das Feuer des Genius, welches hinter der Stirn flammte. Umher viele, viele Bücher, entſtanden unter der fleißigen Hand. Da jubelte das Chriſtkind laut auf, denn es hatte gefunden, was es brauchte. Flugs nahm es die zierlichen Bände und ſtreute ſie ſegnend aus — wie leuchtende Sterne fielen ſie unter jeden Chriſtbaum. Da waren alle Wünſche erfüllt. Die Jungfrau las hochklopfenden Herzens den ſüßen Pſalter der Liebe, der Jüngling folgte dem Poet in hohem Geiſtesflug hinaus in die Welt und das Leben, die Kranke lächelte unter Tränen und vergaß ihre Schmerzen, und der Einſame war nicht mehr allein — viel liebe, teure Geſtalten wohnten fortan in ſeinem Stübchen. — Der Dichter aber ſtand mit glückſeligem Lächeln

unter dem Christbaum und faltete die Hände. Sein Segenswunsch begleitete seine Bücher, und wo immer eine Hand darin blättert, klingt leise sein „Grüß Gott“ empor.

Nataly von Eschstruth

Einbändige Romane

Wolfsburg	geh. M. 6.—, geb. M. 10.—
Bräutigam und Braut	geh. M. 7.50, geb M. 12.50
Erlkönigin	geh. M. 7.50, geb. M. 12.50
Der Irrgeist des Schlosses	geh. M. 7.50, geb. M. 12.50
Der Mühlenprinz	geh. M. 7.50, geb. M. 12.50
Sehnsucht	geh. M. 7.50, geb. M. 12.50
Die Roggenmuhme	geh. M. 9.—, geb. M. 15.—

✡

Zweibändige Romane in einem Band

Bisher 5 Serien zu je 5 Bänden

1. Serie: Hofluft / In Ungnade / Der Stern des Glücks / Jung gefreit* / Der Majoratsherr*. — 2. Serie: Polnisch Blut / Frühlingsstürme* / Die Regimentstante / Comödie Von Gottes Gnaden. — 3. Serie: Gänseliesel* / Nachtschatten / Hazard / Der verlorene Sohn* / Ungleich. — 4. Serie: Die Bären von Hohenesp / Am Ziel* / Im Schellenhemd* / Frieden* / Jedem das Seine. — 5. Serie: Rodeltantchen / Vae victis* / Wenn Zwei sich nur gut sind* / Bräutigam und Braut / Ewige Jugend*

Serie 1—4 M. 91.50, Serie 5 M. 86.— einschließlich Schutzkarton. Jeder Band ist auch einzeln erhältlich zum Preise von M. 18.— das gebundene Exemplar (Bräutigam und Braut M. 12.50). Die mit * bezeichneten Bände werden auch geheftet geliefert, Preis M. 14.—, „Vae victis" M. 15.—.

✡

Novellen und Erzählungen

Scherben	geh. M. 4.50, geb. M. 8.—
Am Ende der Welt	geh. M. 6.—, geb. M. 10.—
Heidehexe	geh. M. 6.—, geb. M. 10.—
Johannisfeuer	geh. M. 6.—, geb. M. 10.—
Mondscheinprinzeßchen	geh. M. 6.—, geb. M. 10.—
Wandelbilder	geh. M. 6.—, geb. M. 10.—
Verbotene Früchte	geh. M. 7.50, geb. M. 12.50

✡

Illustrierte Ausgabe

Romane, Novellen und Erzählungen

Die Bären von Hohenesp / Die Regimentstante / Gänseliesel / Hofluft / Jung gefreit / Polnisch Blut.

Jeder Band gebunden M. 20.—

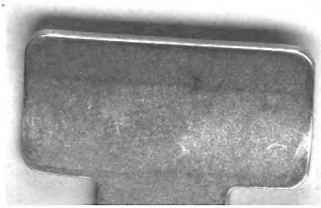
Mit mehrfarbigen Umschlagbildern

✡

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

89067234427

b89067234427a



89067234427

B89067234427A